Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Ein und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Fünfter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Cook's Reise um die Erdkugel.

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Fünfter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Cook's Reise um die Erdkugel.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die Quelle, woraus ich den Inhalt der ersten Cookschen Reise um die Welt schöpfte, ist allgemein bekannt, und allgemein gelesen. Es ist die Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere, vom Dokt. Johann Hawkesworth. Da dieses Werk, wie ich höre, vergriffen ist, und in Deutschland wol kaum wieder aufgelegt werden dürfte, so steht zu hoffen, daß gegenwärtiger Auszug aus demselben auch solchen erwachsenen Personen zu Statten kommen werde, welche jenes Werk bisher noch nicht gelesen, und jetzt keine Gelegenheit mehr haben, es sich anzuschaffen. Etwas Anziehendes, und für Leute, die keine Seefahrer sind, Nützliches, glaube ich nicht ausgelassen zu haben; in Ansehung der Einkleidung aber wird man, hoffe ich, bei aller Einfachheit, deren ich mich beflissen habe, doch nicht leicht auf Etwas stoßen, welches

der Würde eines gesetzten Schriftstellers, der zu gesetzten Lesern redet, unwürdig wäre, es müßte denn die hin und wieder vorkommende Anrede: Junger Leser! sein. Der Erwachsene mag hier das Beiwort Junger ungelesen lassen.

Daß die Karte von dem Südmeere und den darauf gemachten neuen Entdeckungen, welche dem dritten Theile dieses Werkes beigelegt worden ist, auch zu gegenwärtigem fünften Theile gehöre, bedarf wol kaum einer Erinnerung.

Der Beschluß der merkwürdigen Cookschen Reise wird, so Gott will, in dem sechsten Theile dieser Sammlung zur nächsten Messe erscheinen.

Braunschweig, im Julius
1788.

Der Verfasser.

Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel,
angestellt
von dem Englischen
Schiffshauptmann Cook
und den beiden Gelehrten
Banks und Solander,
in den Jahren 1768—1771.

1.

Absicht dieser Reise. Vorläufige Beschreibung der dazu verbundenen Reisegesellschaft.

Ich lade meine jungen Leser diesmahl zu einer Seereise ein, die unter allen, welche man bis dahin unternommen hatte, unstreitig eine der wichtigsten und zugleich eine der anziehendsten ist. Die Absicht derselben war zweifach. Man wollte zuvörderst eine gewisse Beobachtung am Himmel anstellen, wozu die Englische Akademie der Wissenschaften einen Ort jenseits der Erdkugel vorgeschlagen hatte, und, wenn man dies Geschäft vollendet hätte, so wollte man, von da aus, auf neue Länderentdeckungen in der noch lange nicht überall befahrnen und unermeßlich großen Südsee auslaufen; Beides auf Befehl des Königs von Großbritannien, Georg III.

Das Schiff, welches hiezu ausgerüstet wurde, hieß der Endeavour — man lese Endewwur, auf Deutsch der Unterwinder — und der Anführer desselben Cook (man spreche Kuk), ein Name, der meinen lieben Lesern vermuthlich schon lange bekannt und ehrwürdig geworden ist. Da dieser merkwürdige Mann der vornehmste Held meiner dermahligen Geschichte sein wird, so darf ich glauben, daß es meinen jungen Lesern nicht unangenehm sein werde, erst Eins und das Andere aus seinem frühern Leben zu hören, bevor sie

ihn auf der großen Schaubühne des Weltmeers, als Weltumsegler, erblicken werden. Hier sind also einige seiner vorzüglichsten Lebensumstände, bis auf die Zeit, da er den Endeavour bestieg, um neue Welttheile zu entdecken *).

James Cook wurde im Jahre 1728 in der Englischen Grafschaft York geboren. Sein Vater war ein gemeiner Landmann, der sich von der Bebauung einiger Ländereien ernährte, die er von einem, wie es scheint, gütigen Herrn gepachtet hatte. Der junge Cook hatte sich also auch keiner sorgfältigen Erziehung zu erfreuen. Sein Vater konnte ihn nur in eine Dorfschule schicken, wo er, außer dem Lesen, nur noch etwas Schreiben und Rechnen und das Fragebuch oder den Katechismus lernte. Wer hätte nun glauben sollen, daß nach einer solchen Erziehung ein solcher Mann aus ihm hätte werden können! Aber große Seelen bedürfen zu ihrer Ausbildung nur wenig Anleitung; sie bilden sich größtentheils selbst. So auch Cook. Aber seine Dürftigkeit machte es ihm schwer, sich zu etwas Vorzüglichem emporzuarbeiten. In seinem dreizehnten Jahre gab ihn sein Vater einem Schiffer aus Whitby, der Steinkohlen von Newcastle nach London zu führen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Lehrjahre arbeitete er als Schiffsjunge mühsam durch, und diente nachher, auf den nämlichen Reisen von Newcastle nach London, eine Zeit lang als gemeiner Bootsmann.

Auf einer dieser Reisen ereignete sich einmahl, daß

*) In einem Auszuge aus einem, im Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Literatur befindlichen, Aufsatze von Hrn. Prof. Lichtenberg. I. Jahrg. II. Stück.

das Schiff, zu welchem er gehörte, verkauft wurde. Um nun wieder nach Newcastle zu kommen, erbot er sich, auf einem andern Schiffe gegen bloße Beköstigung als Bootsknecht zu arbeiten. Allein der Schiffer gebrauchte keine Leute mehr; bot ihm aber die ledig gewordene Schiffskochstelle an, wenn er sie anders versehen könne. Cook übernahm diesen Dienst, und führte also seinen Namen *) einmahl mit der That. Bald darauf wurde er auf einem andern Schiffe als Gehülfe des Schiffers oder Steuermanns gebraucht, und bei dieser Stelle war es, wo seine Fähigkeiten anfingen, sich zu entwickeln. Was nämlich bei solchen kurzen Reisen an der Küste hin tausend Andere an seiner Stelle nicht erkennen, das fühlte er bald, nämlich, daß man ohne Meßkunst zeitlebens ein schlechter Steuermann bleiben müsse. Eine unerschütterliche Beharlichkeit in Verfolgung Dessen, was er sich einmahl zu erreichen vorgesetzt hatte, ist ein Hauptzug in Cook's Gemüthsart. Hier fing er an, sie zu äußern. Er that alles Geld, das er auf seinen Reisen erspart hatte, mit dem, was ihm sein Vater noch hergab, zusammen, und nahm Unterricht in der Meß- und Schiffskunst.

Nachdem er sich gute Kenntnisse hierin gesammelt hatte, so wurde ihm auch der Kohlenhandel und das Küstenfahren zu einseitig. Er breitete sich daher mehr aus, und machte eine Reise nach der Ostsee, nach St. Petersburg und Wiburg, auch eine nach Norwegen.

Um diese Zeit machte der mit Frankreich ausgebrochene Krieg die Nachfrage nach geschickten Seeleuten sehr groß. Auch Cook wurde aufgesucht, und als Mei-

---

*) Cook bedeutet nämlich im Englischen Koch.

sters-Gehülfe angestellt. Er wohnte, als solcher, der Eroberung von Louisburg und Kap Breton in Nordamerika mit bei. Ob er nun gleich hier noch nicht auf dem Wege war, der geschwind zu hohen Stellen führt, so fand sein stilles Verdienst doch bessere Beobachter. Man sah bald, daß seine Kenntnisse sich weit von den Kenntnissen seines Gleichen unterschieden. Denn er verwandte alle Zeit, die seine Amtspflichten ihm übrig ließen, auf das Nachforschen, und er las die besten Werke der Engländer über das Seewesen durch. Er dehnte seinen Fleiß über Alles aus, dessen Kenntniß einem Seemanne auf irgend eine Weise nützlich werden kann. Dabei war er — und o! möchten meine jungen Leser sich diesen schönen Zug in seiner Gemüthsart doch ganz besonders zur Nachahmung merken! — pünktlich und unermüdlich in der Erfüllung seiner Pflicht. Auch dadurch zog er sich die Aufmerksamkeit und Achtung seiner Obern zu.

Als daher im Jahre 1759 England die Eroberung von Quebeck beschloß, so bekam Cook eine Stelle als Schiffsmeister auf der Flotte des Admirals Saunders. Er zeichnete sich dabei durch eine That aus, die einen ungemeinen Muth und eine heldenmüthige Verachtung des Todes erfoderte. Quebeck wird von zwei Flüssen, dem Lorenz- und Charlesstrom bewässert. Nun hatte man beschlossen, die Stadt von der Seite des letzten anzugreifen; um aber den Feind irre zu führen, und ihn glauben zu machen, man sei Willens, den Lorenzstrom hinauf, an der Stadt vorbei zu gehen und oberhalb derselben etwas zu unternehmen, so mußte Cook jede Nacht in einem Boote mit einigen Leuten den Fluß hinauf rudern, und überall Boy-

en *) zu Wegweisern für die Flotte legen. Der Feind wurde dies bald gewahr, und feuerte unaufhörlich auf ihn; allein er ließ sich das nicht irre machen, sondern fuhr mit der ihm eigenen Beharrlichkeit und Pünktlichkeit fort. Alle Morgen kamen die Franzosen und nahmen die Boyen wieder weg, und alle Abend kam Cook und legte wieder andere, und ließ wieder auf sich feuern, und dies Alles — bloß um den Feind auf eine falsche Muthmaßung zu leiten.

Der Angriff geschah endlich beim Charlesstrom; allein er hatte nicht den Erfolg, den man sich davon versprochen hatte. Der General Wolf änderte daher seinen Plan; Cook mußte fortfahren, Boyen auszulegen und auf sich schießen zu lassen; und endlich mußte wirklich geschehn, was man anfangs den Feind bloß glauben machen wollte: die ganze Brittische Seemacht ging nämlich, unter Cook's Führung, der die Krümmungen des Fahrwassers bei seinen nächtlichen Unternehmungen genau kennen gelernt hatte, in einer Nacht den Strom glücklich hinauf; man kam dadurch dem Französischen General Malcolm in den Rücken; die Stadt und ganz Kanada wurden erobert. Beide Heerführer verloren dabei ihr Leben.

Nach dieser Eroberung blieb Cook, nebst dem Schiffe, worauf er sich befand, an der Küste von Nordamerika bis zum Frieden.

---

*) Holzstücke oder Tonnen, welche vermittelst eines Seils oder einer Kette an einen Anker, oder schweren Stein befestigt sind, um, indem sie auf der Oberfläche schwimmen, den Ort, wo der Anker liegt, und damit das Fahrwasser, d. i. diejenige Richtung anzuzeigen, wo das Wasser tief genug ist, um große Schiffe zu tragen.

Nach dem Frieden wollte die Englische Regierung die Küsten der großen, und wegen ihrer Fischerei für England unschätzbaren Insel Newfoundland so genau als möglich aufnehmen lassen. Auch hierzu wurde Cook gewählt; denn seine Stärke in allen hierzu nötigen Kenntnissen, so wie sein großer Diensteifer, waren nunmehr bekannt. Man gab ihm ein kleines Schiff, nebst zehn bis zwölf Mann; er kaufte sich einige gute Meßwerkzeuge; und so segelte er nach dem Orte seiner Bestimmung ab. Mit unermüdetem Fleiße nahm er hierauf, in den vier Jahren von 1764 bis 1767, die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste von Newfoundland auf, nnd gab nach und nach besondere Karten davon heraus, die mit bewunderns-würdiger Genauigkeit gezeichnet sind.

Was diese Verrichtung äußerst beschwerlich machte, war, daß er immer im Wintermonate nach England gehen, und den folgenden März wieder eine geliebte Familie verlassen mußte, um nach einer Insel zurückzukehren, in deren tiefen Buchten das Eis nicht selten bis in den Junius liegt. Ja, er selbst hat einige Male einige aus Norden dahin getriebene Eisberge bemerkt, die den ganzen Sommer über nicht schmolzen, und noch tief in den zweiten hineinlagen. Dabei ist das Land an der Küste schlecht bewohnt; höchstens trifft man daselbst Fischer und Holzhändler an, die weder Ackerbau noch Viehzucht treiben. Das Innere des Landes bewohnen noch die alten Eingebornen, ein wildes ungeselliges Volk; und in dem nördlichen und nordwestlichen Theile der Insel sind die rohen und oft treulosen Esquimaux. Frische Lebensmittel müssen hier also durch die Fischerei und Jagd verschafft werden. Die erste überließ Cook seinen Bootsleuten, die letzte übernahm er selbst; und er

kam niemahls anders als mit Gänsen, Enten und andern Vögeln, womit die dortigen Ufer und Felsen oft ganz bedeckt sind, reichlich beladen zurück. Auch erinnerte er sich, einmahl einen weißen Bären erlegt zu haben, den er den Esquimaux überließ, die ihn verzehrten und viel Fett daraus schmelzten.

Auf einer dieser Jagden hatte er das Unglück, daß einmahl sein Pulverhorn, als er es in der Hand hatte, Feuer fing, ihm den Daumen der rechten Hand zerschmetterte und einige andere Finger beschädigte. Die Wunde wurde zwar durch den Wundarzt von einem der Kriegsschiffe, die zur Bedeckung der Fischerei dort immer liegen, bald geheilt; allein Cook konnte sich doch nun beim Schreiben des Daumens nicht mehr bedienen, und hielt seit der Zeit die Feder zwischen dem Mittel- und Zeigefinger.

Ein Hauptzug in der Gemüthsart dieses Mannes war die Neigung zur Sparsamkeit; eine an sich gute und löbliche Eigenschaft, die aber von ihm, wie es scheint, ein wenig zu weit getrieben wurde. Ungeachtet er, außer seinem Gehalte als Meister des Schiffes, noch täglich eine halbe Guinee als Landmesser bekam, entzog er sich dennoch sogar die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens. Er trank z. B. seinen Thee niemahls mit Zucker, sondern mit schwarzem Syrup; ja sogar die Talglichte, die ihm die Regierung vergütete, brannte er nicht, sondern dafür Thran, den man aus Seehundsfett schmelzte. Da er indeß hiedurch Niemand Unrecht that, so müßte man, um die Sittlichkeit dieses Verfahrens richtig zu beurtheilen, sowol seine ganze Lage, als auch besonders die Beweggründe kennen, von welchen er sich dabei leiten ließ. Hatte er

z. B. eine Familie zu versorgen, die, wenn er arm aus der Welt ging, hülflos zurückblieb, so war es, bei der gefährlichen Lebensart, welcher er sich gewidmet hatte, hausväterlich und brav von ihm gehandelt, daß er sich selbst alle Gemächlichkeiten und Vergnügungen des Lebens entzog, um etwas zu sammeln, welches seine Familie auf den Fall seines Todes vor Mangel schützen konnte. War es ihm ferner bei dieser außerordentlichen Sparsamkeit vielleicht auch darum zu thun, seinen Leib und seine Seele auf die einfachsten Bedürfnisse herabzusetzen, weil er wußte, daß das stark und kraftvoll an Leib und Seele macht, und weil er vorhersah, daß er künftig in Lagen und Umstände kommen könne, wo es ihm oft nicht bloß an den Bequemlichkeiten, sondern auch an den Nothwendigkeiten des Lebens fehlen werde, so war es abermahls gut und weise von ihm gehandelt, sich auf diese knappen Zeiten durch freiwillige Uebungen in einer einfachen und sparsamen Lebensart vorzubereiten. Wer hat dabei in sein Innerstes geschaut, und wer darf sich also auch anmaßen, darüber zu urtheilen?

So viel ist indeß wol gewiß, daß, außer seiner niedrigen Erziehung, auch sein Aufenthalt in jenen wilden Einöden, und die Lebensart, die er daselbst führte, einen Theil des finstern Wesens und der ungeselligen, oft zu weit getriebenen Zurückhaltung, die man nachher an ihm bemerkte, bewirkt haben mögen.

Während dieser Zeit hatte sich Cook ein kleines Haus mit einem kleinen Garten nahe an dem östlichen Ende von London gekauft, wo er seine Winter zubrachte; und da dachte er nun wol seine Tage als Schiffsmeister und Landmesser im Dienste des Seeraths zu beschließen. Denn der Sprung vom Schiffsmeister

zum Schiffsbefehlshaber ist äußerst schwer und selten. Indessen Cook, der zu etwas Größerem aufgehoben war, that ihn wirklich, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London hielt zur Beförderung der Sternkunde für vortheilhaft, den Durchgang der Venus durch die Sonne, d. i. denjenigen Zeitpunkt, da der Wandelstern Venus, bei seiner Umwälzung um die Sonne, zwischen dieser und der Erde so zu stehen kommen würde, daß er vor der Sonnenscheibe vorübergehen müßte, auf einer Insel des stillen Meeres beobachten zu lassen. Diese Begebenheit am Himmel sollte sich, wie man berechnet hatte, im Sommer 1769 ereignen. Die Gesellschaft stellte daher dem Könige den Nutzen einer solchen Beobachtung vor; die Sache wurde genehmiget, und der Seerath erhielt den Befehl, ein Schiff dazu ausrüsten zu lassen.

Jetzt war die Frage, wer dieses Schiff anführen sollte? und die Wahl traf unsern Cook. Und nun war er endlich an der Stelle, auf die er gesetzt werden mußte, um seine großen Fähigkeiten vollends zu entwickeln, und sie zum Nutzen der Welt in ihrer ganzen Stärke und in ihrem ganzen Umfange wirken zu lassen.

Das Uebrige, was zur Schilderung der Gemüthsart dieses außerordentlichen Mannes gehört, verspare ich billig bis auf die Zeit, da ich einst, unter erneuerter Rührung und mit widerstrebender Hand, den unglücklichen Tod desselben in diesem Werke beschreiben werde. Jetzt wollen wir ihn handeln sehn.

Aber vorher noch ein Wort von seinen gleichfalls sehr verdienten und ehrenwerthen Reisegefährten!

Der erste und merkwürdigste darunter war Joseph

Banks, ein Gelehrter. Das Verdienst desselben, sich den Mühseligkeiten und Gefahren einer so langen und mißlichen Reise unterzogen zu haben, ist um so viel größer, je weniger man ihn zu so Etwas erzogen hatte, und je uneigennütziger und reiner die Beweggründe waren, die ihn dazu vermochten. Er war der Sohn eines reichen Gutsherrn, zwar für die Wissenschaften, aber auch zu allen den Gemächlichkeiten und Vergnügungen erzogen, welche der Ueberfluß mit sich führt. Dabei hätte er nun wol unmöglich diejenige Abhärtung an Leib und Seele gewinnen können, die zu einem so gefahrvollen Unternehmen nothwendig erfodert wird; allein ein brennendes Verlangen, die Natur genauer kennen zu lernen, als es aus Büchern geschehen kann, bewog ihn, jenen Bequemlichkeiten und Vergnügungen schon in einem frühen Alter freiwillig zu entsagen und, mit Verschmähung einer wollüstigen Ruhe, seine Lieblingswissenschaft durch eigene Beobachtungen und Entdeckungen anzubauen. Seht da, ihr jungen Freunde, das unverkennbare Merkmahl des künftigen großen Mannes!

Kaum hatte er daher die hohe Schule zu Oxford verlassen, als er aus eigenem Antriebe, so wie auf eigene Kosten, über das Atlantische Weltmeer hinsegelte, um die obengenannte Insel Newfoundland — und die nicht weit davon belegene Küste von Labrador in dem nördlichen Theile von Amerika zu besuchen. Diese Reise war die Schule, in welcher er auf die Beschwerlichkeiten und Gefahren einer Reise um die Erdkugel vorbereitet wurde. Anstatt durch Das, was er bei diesem ersten Versuche ausgestanden hatte, von ähnlichen Unternehmungen abgeschreckt zu werden, wurde seine Begierde danach nur noch stärker und unwiderstehs

licher. Kaum hatte er daher bei seiner Zurückkunft vernommen, daß der Endeavour auf Entdeckungen ausgeschickt werden solle, als er sogleich beschloß, diesem Unternehmen beizutreten.

Der edle Beweggrund, der ihn dazu vermochte, war zweifach. Er hoffte, theils sein Vaterland, wenn er glücklich zurückkäme, mit nützlichen Kenntnissen, die er auf seiner Reise einsammeln würde, zu bereichern, theils aber auch jenen rohen und ungesitteten Völkern, zu welchen die Vorsehung ihn führen würde, irgend Etwas zu hinterlassen, welches auf eine oder die andere Weise zur Verbesserung ihres Zustandes dienen könnte. Er ging hiebei in seiner Großmuth und Freigebigkeit so weit, daß er einen Theil der Ausrüstungskosten und den Unterhalt verschiedener Personen, die er mitzureisen bewog, aus seinen eigenen Mitteln bestritt. Ja, er übernahm nicht bloß die Verpflegung dieser Personen, sondern hielt auch Herrn Cook selbst an seinem Tische frei, und zahlte demselben noch obenein, für den Gebrauch der Kajüte und alles andern Gelasses, für sich und seine Freunde, eine sehr ansehnliche Summe.

Unter diesen von ihm gewählten Reisegefährten war auch Doktor Solander, ein Schwede, der unter den Augen des berühmten Linnäus aufgewachsen war, und ausgebreitete Naturkenntnisse, besonders in der Kräuterkunde, erworben hatte. Einen solchen Mann zum Begleiter zu haben, schien Herrn Banks mit Recht etwas sehr Wünschenswürdiges zu sein; und der Erfolg bewies, daß er sich darin nicht geirrt hatte. Außer diesem und einem Sternforscher, Namens Green, nahm er noch zwei Zeichner, wovon der eine die Landschaften und Figuren, der andere die verschiedenen Gegenstände der Naturgeschichte, die man zu finden

hoffte, abbilden sollte. Noch befanden sich in seinem Gefolge ein Schreiber und vier Bediente, worunter zwei Schwarze waren.

Und nunmehr, da ich meine jungen Leser mit den Hauptpersonen dieser merkwürdigen Geschichte vorläufig bekannt gemacht habe, können wir das Schiff ohne weitern Aufenthalt absegeln lassen.

2.

Abreise von Plymouth. Ankunft bei der Insel Madera. Fahrt von da nach Rio de Janeiro in Brasilien.

Es war am 26sten August 1768, als man auf der Rhede von Plymouth die Anker lichtete, und mit einem günstigen Winde in See lief. Nach einigen Tagen, als man den Kanal bereits zurückgelegt hatte und im offenen Weltmeere fuhr, erblickte man verschiedene von den Vögeln, welche die Bootsleute, ich weiß nicht warum, der Mutter Carey Hühnchen nennen, und für Vorboten eines Sturms ansehen. Es zeigte sich diesmahl, daß dergleichen Erfahrungen des gemeinen Mannes nicht immer ohne Grund sind; denn der Sturm stellte sich am folgenden Tage wirklich ein, und verursachte den Reisenden einen Schaden, der jedoch nicht sehr beträchtlich war. Er führte nämlich, außer einem kleinen Boote, auch drei bis vier Dutzend Stück Federvieh über Bord, welche in den Wellen ertranken.

Ohne fernere Zufälle erreichte man schon am 12ten September die Insel Madera, und legte das Schiff auf der Rhede von Funchal, der Hauptstadt dieser Insel, vor Anker. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein trauriger Vorfall. Das Seil der Boye riß nämlich den Oberbootsmann, Hrn. Weir, über Bord,

und er ging mit dem Anker zugleich unter. Dies geschah vor den Augen des Schiffsvolks; man hob daher den Anker so geschwind als möglich wieder auf, aber zu spät! Der Körper kam zwar wieder herauf; allein er war in das Seil verwickelt und — todt.

Der erste Anblick der Insel Madera, von der See her, ist ungemein reizend. So weit das Auge reicht, sieht man die Berge mit Weinreben bekleidet, zwischen welchen Hecken von Granatbäumen, Mirten, wilden Rosenstöcken und Zitronenbäumen hinlaufen, um das Eigenthum des Einen von dem Eigenthume des Andern zu trennen. Ein so schönes und lachendes Ansehen hatte diese Insel nicht immer. Als im Jahre 1419 die Portugiesen sie entdeckten, war sie mit einem einzigen undurchdringlichen Walde bedeckt. Diesen zündeten sie an, und man versichert, das der Brand sieben Jahre gedauert habe, bevor die ganze ungeheure Waldung sei in Asche verwandelt worden. Von dieser Asche, worein man nachher Weinstöcke pflanzte, leitet man noch jetzt die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens her.

Die Spalten der Berge, die schwarze Farbe der Steine, und die mit der Erde vermischte Lava, die man hier findet, geben einen starken Vermuthungsgrund, daß die ganze Insel vor uralten Zeiten durch Auswürfe unterirdischer Feuer entstanden sei.

Die einzige Waare, mit welcher die Insel Handel treibt, ist Wein. Dieser ist bekanntlich von sehr edler Art; aber wenn man hört, auf welche Weise derselbe hier gekeltert wird, so möchte man auf den Genuß desselben für immer Verzicht thun. Die Trauben werden nämlich in ein viereckiges hölzernes Gefäß gethan; die Winzer ziehen alsdann ihre Strümpfe und Wämser aus, steigen hinein, und pressen mit ihren Füßen und Ellen-

bogen so viel Saft heraus, als sie können. Nur die Ueberbleibsel der auf diese Weise zerquetschten Trauben werden unter eine Art von Kelter gebracht, um die noch übrigen Säfte vollends auszupressen. Das ist der Ursprung eines Weins, der den zarten Gaumen unserer feinen Herren und Frauen so lieblich schmecket!

Man sieht auf der ganzen Insel keine Art von Fuhrwerk mit Rädern; vermuthlich weil die Einwohner zu träge sind, um Wege anzulegen, auf welchen sich fahren läßt, denn an Pferden und Maulthieren fehlt es ihnen nicht. Aber statt dieser gebrauchen sie lieber Menschen, um den Wein aus den Weinbergen, wo er gekeltert wird, fortbringen zu lassen. Dies geschieht in bockledernen Schläuchen, welche auf den Köpfen getragen werden. Was allhier einem Fuhrwerke einigermaßen ähnlich sieht, ist ein Brett, das in der Mitte ein wenig ausgehöhlt ist, und an einer mit Riemen befestigten Stange gezogen wird. Aber auch auf diese Erfindung würden sie vielleicht nie gerathen sein, wenn nicht die Engländer eine Art von Weingefäßen bei ihnen eingeführt hätten, die zum Tragen zu groß sind, und daher auf einem solchen Brette fortgeschleift werden müssen.

Vermuthlich thun Fleiß und Erfindungskraft der Menschen hier deßwegen so wenig, weil die Natur so viel thut. Denn so pflegt es immer zu gehn: wo es den Menschen gar zu leicht gemacht wird, die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens zu erhalten, da werden sie nachlässig und träge; da schlummern ihre Verstandesfähigkeiten ein, und bleiben unentwickelt, weil man kein Bedürfniß hat, sie durch Uebungen auszubilden und zu stärken. Bedürfnisse! Seht da, ihr jungen Freunde, die stärkste unter allen Triebfedern,

welche der Himmel zu unserer Vervollkommnung in Bewegung gesetzt hat. Aber diesen glücklichen Erfolg haben sie nur dann, wenn wir ihnen selbst abzuhelfen suchen, und ohne Noth niemahls zugeben, daß dies von Andern geschehe. Wollen wir also recht geschickt, brav und edel werden, so müssen wir frühzeitig anfangen, auf Gemächlichkeit und auf die Dienste anderer Menschen, so sehr wir können, Verzicht zu thun, uns selbst zu bedienen, uns selbst zu rathen und zu helfen, und recht eifersüchtig darauf zu sein, daß nichts von Andern für uns geschehe, was wir mit eigenen Kräften nur immer bestreiten können. So wächst man zusehends an Kraft und Geschicklichkeit, dem Körper und der Seele nach; so entwickeln sich alle unsere Fähigkeiten, und so wird man ein brauchbarer und gemeinnütziger Mann für Vaterland und Welt. Möchten meine jungen Freunde nicht alle solche Männer werden?

Unsere Reisenden besuchten auf dieser Insel zwei der dortigen Klöster, deren eins ein Franziskaner-, das andere ein Nonnen-Kloster war. Die ehrlichen Väter des erstern empfingen sie mit großer Höflichkeit, ungeachtet sie in ihren Augen nur Ketzer, d. i. Irrgläubige, waren. Es war eben Donnerstag, und zwar kurz vor der Abendmahlzeit. »Wir wollen Sie nicht einladen,« sagten sie, »mit uns zu Nacht zu speisen, weil wir nicht dazu vorbereitet sind; aber wenn es Ihnen gefällt, morgen wieder zu kommen, so wollen wir für Sie einen wälschen Hahn braten lassen, ob es gleich für uns Fasttag ist.« Diese duldsame und gastfreie Denkart vergnügte unsere Reisenden sehr.

Der Besuch in dem Nonnenkloster lief gleichfalls nicht ohne Vergnügen ab; nur daß dieses von anderer Art war. Die guten Nonnen waren nämlich herzlich

dumm, und gaben daher durch die albernen Fragen, die sie thaten, viel zu lachen. Sie hatten gehört, daß unter den Reisenden Philosophen waren, und unter diesem Namen mochten sie sich, in ihrer Einfalt, Leute denken, die Alles wüßten, auf alle Fragen Antwort geben und sogar auch prophezeien könnten. Das bewiesen ihre lächerlichen Fragen. — Sie wollten z. B. wissen: wann es wieder donnern werde? ob innerhalb der Mauern ihres Klosters eine Quelle frischen Wassers zu finden sei? woran es ihnen vermuthlich fehlte. Man kann denken, daß die Antworten unserer Reisenden auf dergleichen Fragen keinesweges genugthuend waren, und daß sie ihnen daher in den Augen der guten Nonnen wenig Ehre bringen mochten. Sie blieben indeß sehr höflich, und über die Maßen gesprächig, so daß sie, so lange der Besuch währte, gar nicht aufhörten zu reden.

Man versorgte sich hier mit allerhand Arten von Erfrischungen, und segelte darauf am 19ten September weiter.

Der Lauf des Schiffes ging unweit der Insel Teneriffa vorbei. Hier gewährte ihnen der auf dieser Insel liegende Pico, oder Spitzberg, der bekanntlich einer der höchsten Berge in der Welt ist, ein überaus sehenswürdiges Schauspiel. Die Sonne war bereits eine Zeit lang untergegangen, der Fuß des Berges und die ganze Insel schon längst in dicke Finsterniß gehüllt, als der Gipfel dieses Riesenberges noch im hellsten Sonnenglanze, wie in Feuer stand. Kein Pinsel hätte dieses erhabene Naturgemählde nachzuahmen vermocht.

Ehemahls warf dieser Spitzberg Feuer aus; seit vielen Jahren aber hat er aufgehört. Indessen soll noch jetzt, nahe am Gipfel desselben, aus den daselbst befindli-

chen Ritzen eine solche Hitze steigen, daß man die Hand nicht nahe daranhalten kann.

In dieser Gegend des Meeres sah man eine große Menge fliegender Fische, die sich, durch Hülfe ihrer großen Floßfedern, deren sie sich statt der Flügel bedienen, über die Oberfläche des Wassers in die Luft erhoben. Diese Geschöpfe schienen, aus den Kajütenfenstern betrachtet, unbeschreiblich schön, weil man in dieser Höhe ihren Bauch und ihre Seiten zu sehen bekam, welche wie geglättetes Silber glänzen; wenn man sie aber vom Verdeck aus betrachtete, wo man ihnen nur auf den Rücken sehen konnte, der von dunkler Farbe ist, so hatten sie kein so schönes Ansehn.

Verschiedene Tage nachher hatte man ein ähnliches Schauspiel. Die See schien ringsumher in Feuer zu stehen, und warf leichte Strahlen aus; eine Erscheinung, deren die Seefahrer so oft erwähnen, ohne daß man wegen des Grundes derselben zu einer entschiedenen Gewißheit kommen konnte. Unsere Reisenden hielten dafür, daß sie von gewissen glänzenden Thieren herrühren müsse; und die Erfahrung zeigte, daß man ganz richtig gemuthmaßet hatte. Man warf nämlich ein feines Netz aus, und fing damit eine Art von Seethieren, die zu denen zu gehören schienen, welche unter dem Namen M e d u s a bekannt sind. Man fand, als man diese Thiere auf dem Verdecke hatte, daß sie ein weißes Licht von sich gaben, und geschmolzenem Metall ähnlich sahen. Man fing zugleich einige sehr kleine Krabben — eine Art von schwanzlosen Zwergen unter den Krebsen — welche gleichfalls so viel Feuerglanz, als ein Johanniswürmchen, von sich werfen. Herr Banks bemerkte mit Vergnügen, daß diese Art von Krabben, so wie auch verschiedene andere Seethiere, die er auf der

Fahrt bis hierher bereits entdeckt hatte, bisher noch nicht bekannt gewesen waren.

Man befand sich jetzt in dem Striche des Passatwindes *), welcher dieser Weltgegend eigen ist, und welcher die Schiffe, fast ohne Mithülfe des Steuermannes, von selbst nach Amerika treibt. Die Fahrt ging daher schnell und ruhig von Statten, und schon am 8ten November erblickte man, bei Tages Anbruch, die Küste von Brasilien. Man steuerte hierauf nach Rio de Janeiro, einer meinen jungen Lesern schon aus dem dritten Theile dieser Reisen bekannten Stadt der Portugiesen, wo der Unterkönig von Brasilien sein Hoflager hat.

Sobald das Schiff auf der Rhede dieser Hauptstadt angekommen war, schickte Cook einen seiner Offiziere an diesen ab, um ihm seine Ankunft zu melden, und zugleich um die Erlaubniß nachzusuchen, ans Land gehen zu dürfen, um frische Lebensmittel einzukaufen. Nach verschiedenen Förmlichkeiten und Untersuchungen, über die Beschaffenheit des Schiffes und über die Absicht seiner Reise, wurde die Bitte endlich gewährt. Cook ließ sich hierauf ans Land setzen.

Er machte dem Unterkönig seine Aufwartung. Auf die Frage, wohin die Reise gelte, meldete er ihm, daß sein Schiff nach einer Insel der Südsee bestimmt sei, um daselbst den Durchgang der Venus zu beobachten. Allein es fand sich, daß der Herr Unterkönig ein so erbärmlicher Sternforscher war, daß er fragte: »ob das

---

*) So nennt man diejenigen beständigen Winde, welche auf gewissen Meeren, zu gewissen Jahreszeiten, ordentlich und anhaltend zu wehen pflegen.

nicht so viel heiße, daß der Nordstern durch den Südpol gehen werde?« Ich hoffe, daß der Jüngste meiner Leser schon so viel Kenntniß vom Himmel habe, um das Ungereimte und Lächerliche dieser Frage einzusehen.

Cook bat um Erlaubniß für die Herren Banks und Solander, ein wenig ins Land gehen zu dürfen, um Kräuter zu sammeln; allein seine Excellenz geruhete, ihm diese Bitte rund abzuschlagen. Ihm selbst wurde ein Portugiesischer Offizier beigesellt, der ihm nicht von der Seite kommen durfte. Cook fand sich dadurch beleidiget, und foderte eine Erklärung, wozu dieses solle? Man antwortete ihm, daß der begleitende Offizier eine Ehrenwache sei. Er verbat sich diese Gunst; allein umsonst! Man bestand darauf, daß er sie annehmen müsse. Neben das Englische Schiff wurde ein Boot mit Soldaten, als ein Wachtschiff, gelegt, um zu verhindern, daß außer dem Befehlshaber und der benöthigten Anzahl von Bootsleuten Jemand ans Land ginge.

Sowol Cook selbst, als auch seine gelehrten Reisegefährten empfanden diesen Zwang mit lebhaftem Unwillen, und versuchten Alles, bald durch schriftliche, bald durch mündliche Vorstellungen, um den Unterkönig zu bewegen, diese lästige Einschränkung aufzuheben. Allein vergebens! Er gab ihm jedesmahl die trockene Antwort: daß der König von Portugal es so haben wolle. Man zankte sich dieserwegen einige Tage lang, und es fehlte nicht viel, so wäre es zu ernsthaften Auftritten darüber gekommen; aber am Ende sah man sich doch genöthiget, nachzugeben, weil man nicht mächtig genug war, um die Sache mit Gewalt durchzusetzen.

Da indeß ein kranker Mönch in der Stadt um die

Hülfe des Schiffsarztes bat, so nahm Dr. Solander die gute Gelegenheit wahr, und ging unter diesem Titel ans Land, wo das Volk ihm viel Höflichkeiten erwies. Auch Herr Banks fand Mittel, der Aufmerksamkeit des Portugiesischen Wachtboots zu entwischen, und ließ sich vor Tages Anbruch ans Land setzen. Er begab sich indeß nicht nach der Stadt, sondern ging den Gegenständen seiner Wißbegierde auf dem Felde nach, und brachte seine Zeit mit Kräutersammeln zu. Dieser zweifache kleine Betrug war indeß bekannt geworden, und der Unterkönig hatte Befehl gegeben, diese Herren, wenn sie sich noch einmal am Lande blicken ließen, in Verhaft zu nehmen. Sie mußten daher auf eine Wiederholung Verzicht thun.

Diese Unannehmlichkeiten bewogen den Befehlshaber, seine Abreise zu beschleunigen. Sobald man daher den benöthigten Wasservorrath eingenommen hatte, that er dem Unterkönige seine bevorstehende Abreise kund, und bat um einen Lothsen, der das Schiff in die See hinausführe. Dies wurde alsobald zugestanden. Der Lothse kam, und man ging unter Segel.

Als man aber bei dem vornehmsten Festungswerke der Stadt vorbeifahren wollte, war man nicht wenig erstaunt, sich auf einmahl mit zwei scharfen Kanonenschüssen begrüßt zu sehen. Man warf augenblicklich die Anker aus, und schickte nach der Festung, um sich zu erkundigen, was das zu bedeuten habe? Der amtende Offizier ließ zur Antwort sagen: daß er vom Unterkönig keinen Befehl erhalten habe, das Englische Schiff durchzulassen, und daß, ohne dergleichen Befehl, kein Schiff dies Festungswerk vorbeisegeln dürfe. Cook schickte hierauf sofort zum Unterkönig, um ihn fragen zu lassen, woran es liege, daß der erfoderliche Befehl

nicht ausgefertiget worden sei, da man ihm doch die bevorstehende Abfahrt gemeldet habe? Das Boot brachte endlich, nach langem Aufenthalte, die Antwort zurück: der Befehl sei schon seit einigen Tagen geschrieben gewesen, aber durch eine seltsame Nachlässigkeit nicht an den gehörigen Ort gekommen. Man lichtete hierauf wieder die Anker und segelte ungehindert ab.

Da von der Stadt Rio de Janeiro bereits im dritten Theile dieses Werks geredet worden ist, so füge ich jener Beschreibung nur noch folgende Bemerkungen unserer dermahligen Reisenden hinzu.

Die Stadt ist groß, ansehnlich und sehr regelmäßig gebaut. Die Straßen sind alle schnurgerade, und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Kirchen sind sehr schön; und man sieht hier mehr religiöses Gepränge, als an irgend einem Römisch-katholischen Orte in Europa. An jedem Tage giebt es wenigstens Einen öffentlichen Umgang, der durch Vortragung von allerhand sehr prächtigen Heiligenbildern und dergleichen gemacht wird. So oft man dabei an die Ecke einer Straße kommt, sagt man mit großer Feierlichkeit gewisse Gebete her, wofür die Einwohner milde Gaben entrichten müssen.

Zur Zeit des Aufenthalts unserer Reisenden an diesem Orte wurde eine neue Kirche erbaut; und zur Bestreitung der Kosten hatte die dazu gehörige Gemeinde die Erlaubniß erhalten, wöchentlich einmahl einen Umgang durch die Stadt zu halten, um Almosen einzufodern. Dies geschah allemahl des Nachts. Alle Knaben von einem gewissen Alter, selbst die aus den vornehmsten Häusern nicht ausgenommen, mußten dieser Feierlichkeit beiwohnen. Jeder von ihnen war in einen schwarzen Priesterrock gekleidet, und über diesen

hing ein kurzer rother Ueberrock bis an den Unterleib hinab. Dabei trug Jeder eine sechs bis sieben Fuß lange Stange, an deren Ende eine Laterne befestiget war. Die große Menge solcher Laternen verursachte ein so starkes Licht, daß die Leute auf dem Schiffe anfänglich meinten, die Stadt stehe in Brand.

Fast vor jedem Hause steht ein Tisch mit einem gläsernen Kasten, worin der Schutzheilige des Hauses aufgestellt ist; und vor jedem dieser Bilder wird des Nachts eine brennende Lampe unterhalten. Nirgends ist man wol mit der Anrufung solcher Heiligenbilder eifriger, als hier. Das Volk betet und singt bei ihnen so kräftig, daß man sie des Nachts sehr deutlich an Bord des Schiffes hören konnte, ungeachtet dasselbe ziemlich weit von der Stadt entfernt lag. Vermuthlich gut gemeint; ob aber das Herz und die Sitten dabei an Veredlung gewinnen mögen? Das ist eine andere Frage.

Was unsere Reisenden hierüber zu beobachten Gelegenheit hatten, scheint die alte Bemerkung zu bestätigen, daß die Religion da am wenigsten auf die Gesinnungen der Menschen zu wirken pflegt, wo sie am meisten in äußere Gebräuche und Pomp ausgeartet ist. So sah z. B. Einer von ihnen an hellem lichten Tage zwei Männer, dem Ansehn nach, ganz freundschaftlich mit einander sprechen; aber auf einmahl zog der Eine ein Messer hervor, und stieß es dem Andern in den Leib; und da er sah, daß sein Gegner davon nicht alsobald niederstürzte, so riß er das Messer wieder aus der Wunde heraus, und versetzte ihm noch einen zweiten Stich damit. Dann erst begab er sich aufs Laufen, um eine Kirche zu erreichen. Die Kirchen nämlich sind hier Freistätte für jede Art von Verbrechern.

Wer seine Zuflucht dahin nimmt, den kann der Arm der Obrigkeit nicht erreichen, sein Verbrechen sei so groß, als es wolle. Ein verderblicher Gebrauch, der leider! noch an mehren Orten herrscht.

Die hiesige Regierung ist sehr unbeschränkt. Sie besteht aus dem Unterkönig, dem Statthalter des Orts und einer Rathsversammlung. Ohne die Einwilligung dieses gesammten Staatsraths sollte eigentlich keine gerichtliche Handlung vollzogen werden. Aber sowol der Unterkönig, als auch der Statthalter nehmen es sich nicht selten heraus, Leute eigenmächtig und unverhörter Sache ins Gefängniß zu werfen, oder in Ketten nach Lissabon zu schicken, ohne einmahl den Freunden oder der Familie des Unglücklichen anzuzeigen, welches Verbrechens man ihn beschuldige, oder wohin man ihn geschickt habe. Wehe den armen Menschen, die einer willkührlichen Gewalt unterworfen sind! Und wohl, wohl uns, die wir unter dem Schutze der Gesetze leben, und das schreckliche Ungeheuer — Zwangsherrschaft genannt — nur aus Büchern und Zeitungen kennen! Möchte es doch der allgütigen Vorsehung gefallen, dieses unser Glück über den ganzen Erdboden zu verbreiten!

Man findet in dieser Gegend eine große Menge von Gold und Edelsteinen; aber die Regierung sorgt dafür, daß, außer ihr, Niemand Etwas davon abbekomme. Sie macht nämlich diejenigen Gegenden, wo dergleichen gefunden werden, zu einem Heiligthume, welches Niemand betreten darf, als wer von dem Unterkönig selbst dahin geschickt wird. Zu diesem Behuf sind in einer gewissen Entfernung von der Stadt die Grenzen bestimmt, über welche hinaus Niemand gehen darf. An diesen Grenzen stehen beständig Wachen ausgestellt, und

wer sich jenseits derselben betreffen läßt, der wird sofort in Verhaft genommen und ins Gefängniß geworfen. Da hilft keine Ausrede und keine Entschuldigung, auch wenn sie noch so gegründet ist.

In welcher Gegend des Landes die eigentlichen Goldbergwerke sein mögen, das erfährt Niemand, als die Unglücklichen, welche darin arbeiten. Wer durch seine Neugierde sich verleiten ließe, dieser Gegend nachzuspüren, der würde dabei nichts Geringeres, als sein Leben aufs Spiel setzen. Denn wenn Jemand auf dem Wege dahin betroffen wird, und keinen augenscheinlichen Beweis geben kann, daß er daselbst Geschäfte habe, der wird ohne weitere Umstände an den nächsten Baum gehängt.

Aus diesen Bergwerken wird ohne Zweifel viel Gold gezogen; aber wenn man hört, wie viel Menschen jährlich dabei aufgeopfert werden, so fühlt ein mitleidiges Herz sich von Schaudern und Entsetzen ergriffen. Kannst du es glauben, junger Deutscher Leser? Um einige Klumpen unnützen Goldes aus der Erde hervorzuwühlen, werden bloß in diesem Lande jährlich 40,000 unglückliche Menschen aufgeopfert, die man Sklaven nennt! Du staunst! Noch nicht genug; unsere Reisenden versichern sogar, von guter Hand gehört zu haben, daß zwei Jahre vor ihrer Ankunft an diesem Orte jene ungeheure Zahl, vermuthlich einer ansteckenden Seuche wegen, so unzureichend gewesen sei, daß man noch 20,000 andere Sklaven habe müssen nachkommen lassen. – Schande über die christlichen Tirannen, die das edelste Geschöpf Gottes, ihren Mitmenschen, wie eine der verworfensten Thierarten behandeln, und so viele Tausende von ihnen dem Verderben Preis geben, um ihren Golddurst zu befriedigen!

Von den Edelgesteinen, welche hier in großer Anzahl gefunden werden, läßt die Regierung jährlich nur eine gewisse Anzahl einsammeln, damit nicht der Werth derselben durch Verbreitung einer zu großen Menge fallen möge. Dieses Einsammeln fodert gemeiniglich nur einen einzigen Monat. Wer sich nachher in diesen kostbaren Gegenden, es sei aus welcher Ursache es wolle, antreffen läßt, der wird ohne Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet.

Der Soldat steht hier in außerordentlich großem Ansehn. Alle übrigen Stände bezeigen sich überaus ehrerbietig und demüthig gegen ihn. Vergäße Jemand, vor einem ihm begegnenden Offiziere den Hut abzuziehen, so würde man ihn sogleich zu Boden schlagen. So geringschätzig indessen die Offiziere mit dem Bürger umgehen, so unterthänig müssen sie sich selbst gegen den Unter König betragen. Man hat ihnen recht erniedrigende Ehrenbezeigungen gegen denselben aufgelegt. So müssen sie z. B. tagtäglich dreimahl in seinem Vorsaale erscheinen, und anfragen, ob er Etwas zu befehlen habe? ungeachtet sie einmahl wie das andere zur Antwort erhalten: es giebt nichts Neues. Durch diese regelmäßigen Aufwartungen werden sie verhindert, ins Land zu gehn; und das scheint denn auch die Absicht bei dieser Anordnung zu sein.

Genug von diesem Orte.

3.

Fahrt von Rio de Janeiro nach der Straße le Maire. Abenteuer auf dem Feuerlande.

Nachdem man wieder das offene Meer erreicht hatte, und gen Süden steuerte, beobachtete man eines Tages,

daß die See mit breiten gelben Streifen bedeckt war, deren einige eine Englische Meile lang und ungefähr 1000 Fuß breit sein mochten. Man fing ein wenig von dem also gefärbten Wasser auf, und fand es mit unzähligen kleinen Wesen angefüllt, von welchen man, sogar durch Hülfe des Vergrößerungsglases, nicht entscheiden konnte, ob es Thierchen oder Pflänzchen wären. Woher sie kamen? und wozu sie bestimmt sein mochten? das konnten unsere Naturforscher gleichfalls nicht errathen. So groß und unerschöpflich ist die Mannichfaltigkeit der Werke Gottes im Kleinen, wie im Großen!

Mit dem Anfange des Jänners näherte man sich der Mündung der Magellanischen Straße, doch ohne in dieselbe einzulaufen, weil Cook beschlossen hatte, seine Fahrt nicht durch diese, sondern rund um das sogenannte Feuerland herum zu nehmen. Die Witterung wurde von Tage zu Tage kälter, ungeachtet es hier jetzt mitten im Sommer war. Cook ließ daher Wämmser und Beinkleider von dickem wollenen Zeuge unter das Schiffsvolk vertheilen.

Den 11ten erreichte man das Feuerland; und nun bitte ich meine jungen Leser, die beim dritten Theile dieses Werks befindliche Karte vor sich hinzulegen, worauf sie den Lauf, den das Schiff von hier an nahm, verzeichnet finden werden. An der östlichen Küste des Feuerlandes liegt ein Eiland, die Staateninsel genannt. Die Straße, welche diese Insel von der Küste des Feuerlandes trennt, heißt die Straße le Maire. Durch diese wurde hingesteuert.

Da man innerhalb derselben eine Bucht fand, welche statt eines Hafens dienen konnte, und die Herren Banks und Solander sehnlich wünschten, ans Land

zu gehn, um ihren Naturforschungstrieb zu befriedigen, so willfahrte ihnen der Befehlshaber, und warf die Anker aus. Nach dem Mittagsessen stieg er selbst mit ihnen ins Boot, und sie ließen sich nach der Küste rudern. Es währte nicht lange, so ließen sich in einiger Entfernung dreißig bis vierzig Indier sehn, wichen aber, als man sich ihnen nähern wollte, aus Furchtsamkeit zurück. Die Herren Banks und Solander traten hierauf allein vor; worauf zwei von ihnen umkehrten, etwas näher kamen, und sich alsdann niedersetzten. Sobald die Beiden zu ihnen kamen, standen sie wieder auf, und ein Jeder von ihnen warf den kleinen Stecken, den er in der Hand hatte, seitwärts von sich weg. Vermuthlich sollte das ein Zeichen ihrer friedfertigen Gesinnungen sein. Nachdem sie dies gethan hatten, liefen sie hurtig gegen ihre Gefährten hin, die ungefähr 150 Fuß hinter ihnen stehen geblieben waren, und winkten hierauf den beiden Herren, daß sie ihnen folgen sollten. Dies geschah, und die Indier empfingen sie unter vielen plumpen Freundschaftsbezeigungen.

Herr Banks theilte dagegen einige Glaskorallen und Bänder unter sie aus, die ihnen ungemein zu gefallen schienen. Da hiedurch ein vollkommenes Zutrauen auf beiden Seiten gestiftet war, so traten nun auch der Befehlshaber und sein Gefolge hinzu, und man unterhielt sich, so gut man konnte, durch Zeichen.

Als man endlich wieder umkehrte, liefen drei Indier mit, und wurden an Bord genommen. Hier verrichtete einer derselben, wahrscheinlich ein Priester, allerlei Feierlichkeiten, die man für Teufelsbeschwörungen, d. i. für solche Formeln und Gebräuche ansah, wodurch der einfältige Indier die bösen Geister vertreiben wolle, die in dem Schiffe sich etwa aufhalten

möchten. Meine jungen Leser wissen nämlich schon aus den vorhergehenden Erzählungen, daß diese unwissenden Leute viel von Geistern träumen, und Alles, was sie in ihrer Beschränktheit nicht begreifen können, für Wirkungen derselben halten. So oft dieser Mann in irgend eine Abtheilung des Schiffs hineintrat, wo er noch nicht gewesen war, oder ihm irgend etwas in die Augen fiel, welches er vorher noch nicht beobachtet hatte, schrie er einige Minuten lang aus vollem Halse, wobei er sich weder zu seinen Gefährten, noch zu einem der Schiffsgesellschaft wandte.

Man setzte ihnen Brot und Rindfleisch vor; sie aßen es, schienen aber keinen sonderlichen Geschmack daran zu finden. Gleichwol nahmen sie Alles, was sie nicht verzehren konnten, mit. Man reichte ihnen hierauf Wein und andere starke Getränke; aber sie waren nicht zu bewegen, auch nur einen Tropfen davon hinunter zu schlucken. Sie gaben es vielmehr mit den deutlichsten Merkmahlen des Ekels zurück.

Die menschliche Natur ist bei diesen armseligen Geschöpfen fast nur in ihrer äußeren Bildung merklich, so wenig zeigen sie von allen den hohen Anlagen und Fähigkeiten, welche den Menschen zum edelsten und bewundernswürdigsten unter allen bekannten Geschöpfen Gottes machen. Selbst die Neugier, welche schon bei den kleinsten Kindern rege zu werden pflegt, scheint ihnen beinahe gänzlich zu fehlen. Denn ungeachtet jeder neue Gegenstand, den man ihnen zeigte, in ihren Augen eine Art von Wunderwerk sein mußte, so äußerten sie doch im geringsten keine Verwunderung und kein Vergnügen darüber, sondern sahen vielmehr Alles mit dummer Gleichgültigkeit an. Selbst an dem Geschrei des Teufelsbeschwö-

rers schien die Empfindung des Bewunderns ganz und gar keinen Antheil zu haben.

Nachdem sie ungefähr zwei Stunden an Bord gewesen waren, bezeigten sie Verlangen, wieder ans Land zurückzukehren. Der Befehlshaber ließ sie daher wieder zurückführen, und Herr Banks gab ihnen das Geleite. Er führte sie ihren Landsleuten wieder zu, bemerkte aber sowol bei diesen, als bei jenen, die an Bord gewesen waren, einerlei achtlose Gleichgültigkeit. Diese äußerten nämlich eben so wenig Begierde, ihre Begebenheiten zu erzählen, als jene, sie zu hören. Herr Banks kehrte wohlbehalten nach dem Schiffe zurück, und die Indier gingen landeinwärts.

Tags darauf nahmen die Herren Banks, Solander und Green, nebst dem Schiffsarzte Monkhouse und dem Zeichner Buchan, in Begleitung einiger Bootsleute und Bedienten, eine Streiferei ins Land vor. Ihre Absicht war, von dem Schiffe ab, soweit als möglich, in das Innere des Landes einzudringen, um die Erzeugnisse desselben zu beobachten; und dann gegen Abend wieder zurückzukehren. Soviel man von weiten erkennen konnte, waren die Berge unten herum mit Holz bewachsen; weiter oben glaubte man Ebenen zu bemerken, und über diesen hinauf bis an den Gipfel schien ein bloßer nackter Felsen zu sein. Herr Banks hoffte, daß man wol durch den Wald würde hindurch dringen können, und zweifelte gar nicht, jenseits desselben ein Land zu finden, das noch kein Kräuterforscher jemahls besucht hätte, und wo man eine reiche Ernte an merkwürdigen Pflanzen würde halten können. Sie traten also gutes Muthes den Weg dahin an.

Rauh und unwegsam war die Wildniß, durch welche sie sich erst durcharbeiten mußten, und ein großen Theil

des Tages verstrich, bevor sie diejenige Gegend, welche sie eigentlich besuchen wollten, zu Gesicht bekamen. Sie erreichten endlich Das, was sie für eine Ebene gehalten hatten; aber zu ihrem großen Verdrusse sahen sie jetzt einen weiten Sumpf vor sich, der mit niedrigem Birkengesträuch bedeckt war. Dieses war ungefähr drei Fuß hoch, und so sehr durch einander gewachsen, daß man es nicht auf die Seite biegen konnte, um sich einen Weg hindurch zu bahnen. Man mußte also mit unbeschreiblicher Mühe über dasselbe hinsteigen, und sich's gefallen lassen, bei jedem Schritte bis an die Knöchel in Morast zu sinken.

Nicht genug; um das Unangenehme und Beschwerliche dieser Wanderschaft zu vergrößern, mußte nun auch das Wetter, welches bis dahin schön und heiter gewesen war, auf einmahl trübe und kalt werden. Der Wind fing plötzlich an, in heftigen Stößen zu wehen und sehr schneidend zu werden. Zuletzt erfolgte Schneegestöber. Wohlgemerkt, daß es in der Mitte des Dezembers, also für diese Weltgegend mitten im Sommer war!

Sie ermunterten sich indeß durch den Gedanken, daß sie den beschwerlichsten Theil des Weges bald zurückgelegt haben würden, sprachen sich wechselseitig einander Muth zu, und drangen immer weiter vor. Sie hatten aber kaum zwei Drittel der sumpfigen Gegend zurückgelegt, als schon Einer von ihnen, der Zeichner Buchan, ohnmächtig niederfiel. Man zündete ein Feuer an, und ließ ihn, nebst einigen andern Entkräfteten, dabei zurück.

Die Uebrigen erreichten endlich eine Anhöhe, wo die beiden Naturforscher durch die Entdeckung vieler

neuen Kräuter für die überstandenen Beschwerlichkeiten einigermaßen schadlos gehalten wurden.

Der Schnee hatte sich unterdeß vermehrt, die Kälte war heftiger geworden, und der Tag fing an, sich zu neigen. Vor dem nächsten Morgen nach dem Schiffe wieder zurückzukehren, schien eine gänzliche Unmöglichkeit zu sein. Aber auf einem solchen Gebirge, unter einem so rauhen Himmel, ohne Obdach und Erquickung eine ganze Nacht hinzubringen, war entsetzlich; und doch half nunmehr kein anderer Rath.

Man schickte daher nach Denen, die beim Feuer gelassen waren, zurück, um sie, wo möglich, auch auf den Berg zu führen, von wannen sie sich dann sämmtlich in den Wald begeben, allda eine Hütte von Zweigen bauen und darin übernachten wollten.

Abends um 8 Uhr war die Gesellschaft beisammen, und sie traten nunmehr den Weg nach dem Gehölze an. Herr Solander beschwor seine Gefährten, sich doch ja in ununterbrochener Bewegung zu erhalten, und sich des Schlafs zu erwehren, so stark die Versuchung dazu auch immer sein möchte; denn, fügte er hinzu, wer sich niedersetzt, der schläft ein, und wer einschläft, der wird nicht wieder erwachen.

Herr Banks nahm es über sich, den Nachtrab zu führen. Aber noch ehe man das Gehölz erreichen konnte, nahm die Kälte dergestalt zu, daß Doktor Solander selbst die Neigung zum Schlaf, vor der er kurz vorher die Andern gewarnt hatte, ganz unwiderstehlich fand. Er verlangte durchaus, daß man ihm erlauben solle, sich niederzulegen. Vergebens ermahnte und bat ihn Herr Banks; er sank nieder, streckte sich in den Schnee hin, und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn wachend zu erhalten.

Einer von Herrn Banks Bedienten fing an, die nämliche Ermattung zu fühlen. Herr Banks schickte daher fünf Personen von der Gesellschaft voraus, um an dem ersten dem besten Orte ein Feuer anzulegen, und er selbst blieb bei den Entkräfteten zurück.

Endlich brachte man diese wieder auf die Füße; aber es dauerte nicht lange, so betheuerten sie aufs neue, daß es ihnen nun schlechterdings unmöglich sei, weiter zu gehen. Alle Vorstellungen und alle Bitten waren vergebens. Weder Herr Banks, noch seine Gehülfen waren im Stande, sie fortzuschleppen; man mußte sie daher Beide niedersitzen lassen. Es dauerte nicht zwei Minuten, so waren Beide schon in einen tiefen Schlaf verfallen.

Unterdessen kehrten Einige von dem Vortrabe mit der angenehmen Nachricht zurück, daß in einer Entfernung von ein paar tausend Schritten Feuer angemacht sei. Man verdoppelte darauf die Bemühung, die Schlafenden wieder zu ermuntern; und in Ansehung des Herrn Solanders kam man endlich glücklich damit zu Stande. Aber ungeachtet derselbe erst seit fünf Minuten eingeschlafen war, so hatte er doch schon den Gebrauch aller seiner Gliedmaßen verloren, und seine Muskeln waren dergestalt eingeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen. Der Bediente hingegen war ganz und gar nicht wieder zu ermuntern. Herr Banks ließ daher seinen andern schwarzen Bedienten, nebst einem Bootsmann, welche Beide am wenigsten gelitten zu haben schienen, bei ihm zurück, und versprach diesen, sie ablösen zu lassen, sobald ein paar Andere von der Gesellschaft sich ein wenig würden erwärmt haben. Und so schleppte man den Doktor Solander fort, und langte endlich glücklich bei der Feuerstelle an.

Gleich darauf wurden einige Männer abgesandt, um mit Hülfe der Zurückgebliebenen den armen erstarrten Bedienten herbeizuschaffen; allein nach einer halben Stunde kamen diese zurück, und berichteten, daß sie die ganze Gegend durchsucht, aber weder den Schlafenden, noch seine beiden Gesellschafter gefunden hätten. Dies verursachte eine allgemeine Betrübniß.

Herr Banks, welcher diesem Vorfalle nachsann, vermißte eine Flasche mit Rum, und gerieth daher auf die Vermuthung, daß die beiden zurückgelassenen Männer vielleicht versucht haben möchten, den Schlafenden damit zu ermuntern, und da sie vielleicht selbst zuviel davon getrunken, fortgetaumelt wären, ohne die ihnen versprochenen Wegweiser zu erwarten. Zu noch größerem Unglück fing es an, immer heftiger zu schneien, und man mußte daher alle Hoffnung aufgeben, die armen Verirrten jemahls wieder lebendig zu sehen.

Gleichwol hörte man, zur großen Freude der ganzen Gesellschaft, gegen 12 Uhr in einiger Entfernung rufen. Man lief augenblicklich hin, und fand den Bootsmann, welcher kraftlos daherschwankte und sogleich zum Feuer gebracht wurde. Herr Banks ging hierauf weiter, um auch die beiden Andern aufzusuchen. Er fand sie endlich auch, aber in dem kläglichsten Zustande. Der Eine stand zwar noch auf den Füßen, war aber unvermögend, einen Schritt zu thun; der Andere hingegen lag auf dem Boden, und war schon so unempfindlich, wie ein Stein.

Man that, was man konnte, um Beide fortzuschleppen; aber die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft waren dazu nicht hinreichend. Man gab sich hierauf alle nur ersinnliche Mühe, um an dem Orte, wo sie waren, ein Feuer anzuzünden; aber auch dies

konnte, des gefallenen und noch immer herabfallenden dicken Schnees wegen, auf keine Weise zu Stande gebracht werden. Mit wehmüthigem Bedauern sah man sich daher in der traurigen Nothwendigkeit, diese Unglücklichen ihrem Schicksale zu überlassen, weil es, ohne eigene Lebensgefahr, nicht möglich war, sich länger bei ihnen aufzuhalten. Man machte ihnen also ein Lager von Zweigen, und eilte hierauf mit traurigem Herzen nach dem Walde zurück. Diese Eile war um so viel nöthiger, da schon einige von Denen, welche die Erstarrten retten wollten, anfingen, gleichfalls fühllos zu werden, so daß man sie nur mit genauer Noth zum Feuer schleppen konnte.

Die ganze Nacht wurde nun in einem Zustande hingebracht, den das Vergangene, das Gegenwärtige und das Künftige gleich entsetzlich machten. Die zwei Zurückgebliebenen mußte man für so gut, als todt, halten; ein Theil der Uebrigen war krank und ohnmächtig, und von Lebensmitteln hatte man nur einen einzigen geschossenen Geier.

Endlich brach der Tag wieder an. Rund umher war nichts, als Schnee, zu sehen. Die Kälte war noch eben so schneidend, als zuvor. Es war ihnen daher unmöglich, den Rückweg anzutreten, wenn sie sich nicht der äußersten Lebensgefahr aussetzen wollten.

Man schickte Einige ab, um sich nach den im Gesträuch zurückgebliebenen Unglücklichen umzusehen. Diese kehrten aber bald mit der traurigen Botschaft zurück, daß sie völlig todt wären.

Hunger und Entkräftung fingen nunmehr an, der ganzen Gesellschaft stark zuzusetzen. Man zog daher dem Geier die Haut ab, zerlegte ihn in zehn gleiche Theile, und Jeder röstete hierauf seinen Antheil am Feuer, so

gut er konnte. Mit diesem kärglichen Frühstück mußten sie sich denn begnügen.

Gegen zehn Uhr wurde das Wetter etwas gelinder; sie machten sich daher auch gleich auf den Weg, um die Rückreise nach dem Schiffe anzutreten. Es glückte ihnen auch, sich durchzuarbeiten. Sobald sie an Bord kamen, wünschten sie einander zu ihrer Rettung Glück, mit einer Freude, die Niemand fühlen kann, als wer sich jemahls in so verzweifelten Umständen selbst befunden hat.

Diese Geschichte mag meinen Lesern zu einem Beweise von der fürchterlichen Strenge jener Himmelsgegend dienen.

4.

Beschreibung der Einwohner des Feuerlandes. Fahrt von da nach der Insel Otaheite.

Die Herren Banks und Solander ließen sich durch das ausgestandene Abenteuer nicht abschrecken, sondern stellten von Zeit zu Zeit wiederholte Streifereien ins Land an, um ihre Lieblingswissenschaft, die Naturgeschichte, durch Entdeckungen zu bereichern.

Eines Tages, da sie erfahren hatten, daß in einer Entfernung von einer halben Deutschen Meile ein Indisches Dorf befindlich sei, machten sie sich auf den Weg dahin; wobei sie sich oft gefallen lassen mußten, bis an die Knie in Morast zu sinken. Sie kamen indeß glücklich zur Stelle; und als sie sich den Hütten näherten, traten ihnen zwei der Einwohner in ihrem besten Staate entgegen, und fingen, sobald sie zu ihnen herangekommen waren, aus vollem Halse an zu schreien, ohne sich dabei weder an die Fremdlinge, noch an ihre

Mitgefährten zu wenden, gerade so, wie der eine Indier es einige Tage vorher am Bord des Schiffes gethan hatte. Nachdem sie eine Zeit lang also fortgeschrien hatten, führten sie ihre Gäste nach den Hütten.

Diese lagen auf einer dürren Anhöhe, die mit Gehölz bewachsen war. Es waren deren ungefähr funfzehn, alle von der rohesten und einfachsten Bauart, die man sich nur denken kann. Es waren nämlich bloß einige wenige Stangen, welche sie dergestalt in die Erde gesteckt hatten, daß sie sich gegen einander neigten, oben zusammenliefen und eine kegelförmige Gestalt ausmachten. Auf der Windseite waren sie mit einigen wenigen Zweigen und mit etwas Gras gedeckt; auf der entgegengesetzten Seite war ein Theil der Hütte offen gelassen; und diese Oeffnung diente sowol zur Thür, als auch zum Feuerherde.

Von Hausgeräthschaft war hier nichts zu sehen. Ein wenig Gras, welches rings um die innere Seite der Hütte lag, diente ihnen statt der Stühle und Betten. Außerdem bestand der ganze Reichthum einer solchen Hütte in einem Handkorbe, einem Ranzen, und in der Blase irgend eines Thiers, deren sie sich statt eines Wassergefäßes bedienten. Man muß freilich gestehn, daß das nicht viel ist; aber da die Besitzer desselben nichts, als nur dieses, nöthig haben, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und vergnügt zu sein, so darf man wol behaupten, daß sie reicher als unsere reichsten Wollüstlinge sind, welche bei allen ihren Schätzen und Kostbarkeiten doch immer mehr Wünsche und Begierden haben, als sie damit zu stillen vermögen.

Die Einwohner dieses Indischen Dorfs machten einen kleinen Stamm aus, der, Alles zusammengerechnet,

Männer und Weiber, jung und alt, nicht über funfzig Personen stark war. Der Farbe nach sahen sie aus, wie Eisenrost mit Oel vermischt; ihr Haar war lang und schwarz, und ihre ganze Kleidung bestand aus dem Felle eines Guanikoes*), oder aus der Haut eines Seekalbes, welche sie ohne alle Zubereitung, und so wie sie von des Thieres Rücken kommt, über die Schultern werfen. Ein Stück von einer solchen Haut ziehen sie über die Füße, und schnüren es alsdann, gleich einem Beutel, um die Knöchel herum fest zusammen. Ein anderes Stück dient den Weibern als Schürze. Alle übrigen Theile des Körpers werden nackt gelassen.

Die Männer unter ihnen waren groß und vierschrötig, die Weiber hingegen viel kleiner. So armselig und dürftig diese Leute übrigens sind, lieben sie doch den Putz so gut, als wir, nur daß ihr Geschmack in der Art sich auszuputzen von dem unsrigen abgeht. Ihnen scheint nichts mehr zu kleiden, als das Bemahlen des Angesichts mit allerhand Figuren. Die Gegend um die Augen war fast durchgängig weiß gelassen; aber der ganze übrige Theil des Gesichts mit senkrechten rothen und schwarzen Streifen geziert. Allein die Gestalt dieser Streifen war bei Jedem anders, so daß kaum zwei derselben einander völlig ähnlich waren. Es scheint auch, daß sie bei gewissen besondern Gelegenheiten noch mehr Sorgfalt auf diese Zierrathen wenden und dieselben reichlicher anbringen; denn die beiden Junker, welche den Herren Banks und Solander entgegengingen, waren hin und her, fast über den ganzen Körper mit

*) Siehe den dritten Theil.

schwarzen Streifen bemahlt, so daß sie ein recht stattliches Ansehn hatten.

Sowol Männer als Weiber trugen Armbänder, so gut sie dergleichen aus kleinen Muscheln oder Knochen hatten verfertigen können: die Weiber an dem Gelenke der Hand und an den Knöcheln der Füße, die Männer aber bloß an dem ersten. Damit indessen auch sie, in Ermangelung der Fußzierrathen, nicht weniger geputzt wären, als die Weiber, so trugen sie noch eine Art von Kopfbinde, die das Ansehen hatte, als wenn sie aus gesponnener brauner Wolle bestände. Alles was roth war, gefiel ihnen ganz vorzüglich; und Glaskorallen waren ihnen lieber, als Messer und Beile. Dieser letzte Zug ist denn wol unter allen der stärkste und auffallendste Beweis ihrer ausnehmenden Dummheit, und zeigt, daß sie weiter nichts als große Kinder sind.

Ihre Sprache wird durch die Gurgel geredet. Manche von ihren Wörtern klingen daher gerade so, als der Laut, den wir von uns zu geben pflegen, wenn uns etwas in der Kehle steckt, das wir gern herausbringen möchten. Herr Banks merkte sich davon zwei, die, seiner Meinung nach, Glaskorallen und Wasser bei ihnen bedeuten. Denn so oft sie jene verlangten, sagten sie balleca, und als man sie durch Zeichen fragte, wo Wasser zu finden wäre, so thaten sie, als ob sie tränken, wiesen hernach sowol auf die Wassergefäße, als auch auf den Ort, wo es Wasser gab, und riefen: Oodà.

So viel man bemerken konnte, haben sie wol keine andere Art von Speise, als Schalenfische. Denn ob es gleich nahe am Strande Seekälber gab, so schienen sie doch kein Werkzeug zu haben, um sie zu fangen. Das Einsammeln der Muscheln scheint das Geschäft ih=

rer Weiber zu sein. Denn so oft die Ebbezeit eintrat, sah man diese am Strande, und zwar mit einem Korbe in der einen Hand, mit einem zugespitzten und mit Widerhaken versehenen Stecken in der andern und mit einem Ranzen auf dem Rücken. Vermittelst des Steckens stoßen sie die Muscheln und andere Schalenfische, die an Felsen kleben, ab, ziehen sie mit dem Haken nach sich, werfen sie in den Handkorb, und leeren diesen, so oft er voll ist, in den Ranzen aus.

Die Waffen der Männer bestanden aus Bogen und Pfeilen. Diese waren fast das Einzige, dessen Verfertigung Aemsigkeit und einige Erfindungskraft verrieth. Der Bogen war nicht ungeschickt gemacht, und die Pfeile sind zierlicher, als man sie aus der Hand solcher rohen Menschen erwarten sollte. Sie waren von Holz, aber sehr wohl geglättet; und die Spitze, welche aus Glas und Feuersteinen bestand, war mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit ausgearbeitet und an das Holz befestiget.

Bei dem Worte Glas wird dem jungen Leser die Frage auf den Lippen schweben: wie diese rohen Naturmenschen dergleichen bekommen konnten? Dieselbe Frage findet auch in Ansehung einiger anderen Europäischen Sachen Statt, die man bei ihnen bemerkte, und die sie unmöglich selbst verfertigen konnten, wohin z. B. Knöpfe, Ringe, Tuch und Zwillig gehörten. Unsere Reisenden schlossen daraus, daß diese Leute bisweilen gen Norden hin wandern müßten, wo sie dergleichen an der Magellanischen Straße von Europäischen Schiffen bekommen konnten; ich hingegen bin geneigt zu glauben, daß Menschen, die so ganz und gar keine andere Bedürfnisse zu haben schienen, als welche sie in der Gegend, wo man sie fand, befriedigen konnten, wol nicht

leicht auf den Einfall gerathen können, weite Reisen vorzunehmen. Mir ist es daher wahrscheinlicher, daß die Europäischen Waaren, die man bei ihnen fand, sich von dem Französischen Schiffe des Herrn Bougainville herschreiben mochten, welches ein Jahr vorher an der nämlichen Seite des Feuerlandes vor Anker lag.

Bougainville erzählt nämlich ausdrücklich, daß er den Eingebornen, unter verschiedenen andern Sachen, auch Glas hinterlassen habe. Er theilt bei dieser Gelegenheit einen Geschichtsumstand von seinem Schiffspriester und einem Indischen Knaben mit, der uns zweifeln läßt, wer von Beiden der größte Dummkopf gewesen sei, der Indische Knabe oder der Europäische Priester? Die Geschichte ist folgende.

Der Knabe, welcher noch niemahls Glas gesehen hatte, glaubte, daß es etwas Genießbares sei, schluckte ein abgebissenes Stück davon hinunter und mußte darüber, unter den heftigsten Schmerzen, den Geist aufgeben. Indeß nun der arme Junge unter Zuckungen zappelte, eilte der Priester, ihm so geschwind und so unmerklich als möglich die christliche Taufe anzubringen, so daß die Umstehenden kaum gewahr wurden, was er vornahm. Und so hoffte er, die Seele des kleinen Heiden den Krallen des Teufels glücklich entrissen zu haben. Was doch für Begriffe dieser Mann sich von Gott und von der Taufe machen mußte!

Diese Leute wußten, dem Ansehen nach, nichts von Oberherrschaft und Unterwürfigkeit, sondern es schien eine völlige Gleichheit unter ihnen zu herrschen; dennoch glaubte man zu bemerken, daß sie in der vollkommensten Eintracht und Freundschaft mit einander lebten. Ihr gänzlicher Mangel an andern Begierden, außer solchen, die sie leicht und ohne Jemandes Schaden zu

befriedigen wissen, macht dies begreiflich, was bei Menschen, die so viele und vielerlei Bedürfnisse haben, als wir, für ein Wunder gelten könnte.

Im Ganzen betrachtet, schienen sie übrigens nicht nur die armseligsten, sondern auch die dümmsten von allen menschlichen Wesen zu sein. Aber so entblößt sie auch von allen Bequemlichkeiten und von allen feineren Vergnügungen des Lebens waren, so rauh und gräulich das Land und der Himmelsstrich ist, worin sie leben, und so wenig sie die Mittel, sich gegen die Strenge der Witterung unter einem so unfreundlichen Himmel zu verwahren, kennen und besitzen, so waren sie doch sehr vergnügt. Sie schienen weiter nichts zu wünschen, als was sie besaßen; sogar von Allem, was man ihnen anbot, gefiel ihnen, dem Ansehen nach, nichts, als ein elender Schmuck, dessen sie gerade am ersten hätten entbehren können, nämlich Glaskorallen.

Es ist merkwürdig, daß die hiesigen Hunde bellen, welches sonst diejenigen, welche von Amerikanischer Zucht sind, niemahls thun. Außer diesen Hunden, kam unsern Reisenden kein anderes vierfüßiges Thier zu Gesicht, als Seekälber und Seelöwen. Ihre Ernte an unbekannten Pflanzen hingegen war desto größer.

Nachdem man hier einen Vorrath von Holz und Wasser eingenommen hatte, ging man wieder unter Segel, und steuerte um das sogenannte Vorgebirge Horn herum, welches bekanntlich die äußerste südliche Spitze des Feuerlandes ist. Seinen Namen hat dieses Vorgebirge von einem Holländischen Seefahrer le Maire erhalten, welcher aus der Stadt Horn gebürtig war. Nach Ebendemselben wird auch die Straße zwischen dem Staatenlande und dem Feuerlande die Straße le Maire genannt, weil er der Erste

war, der im Jahre 1616 hindurch fuhr und das Feuerland umsegelte.

Man fuhr, wie der junge Leser auf der, dem dritten Theile dieses Werks beigefügten Karte sehen wird, noch eine Zeit lang fort, gegen Süden zu steuern, wandte sich hierauf, als man den 61sten Grad der südlichen Breite erreicht hatte, gegen Westen, und steuerte halb in dieser, halb in nördlicher Richtung. So segelte man ohne alle merkliche Vorfälle, bis zum 25sten März 1769, als sich eine traurige Begebenheit an Bord ereignete, die ich meinen jungen Lesern erzählen muß, weil sie lehrreich für sie werden kann.

Es war um Mittag, als einer von den Seesoldaten, ein junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, als Schildwache an die Thür der Kajüte gestellt wurde. Einer von des Befehlshabers Bedienten wollte eben an demselben Orte ein Stück von einer Seehundshaut zu Tabaksbeuteln ausschneiden. Er hatte verschiedenen von der Mannschaft ein Stück davon zu dem nämlichen Gebrauche versprochen, dem jungen Soldaten hingegen diese Gefälligkeit abgeschlagen, ungeachtet dieser ihn verschiedentlich darum ersucht, und scherzweise gedroht hatte, daß er, im verneinenden Fall, ihm ein Stückchen Fell zum Tabaksbeutel stehlen werde, sobald er Gelegenheit dazu sehe. Von ungefähr wurde der Bediente eiligst weggerufen; er gab also beim Weggehen der Schildwache das Fell in Verwahrung, ohne sich an Das, was zwischen ihnen Beiden vorgefallen war, zu kehren.

Der Seesoldat nahm hierauf ein Stück von der Haut für sich. Der Bediente vermißte es bei seiner Zurückkunft, und wurde zornig, begnügte sich aber doch nach einiger Zänkerei damit, daß er ihm das Genommene wieder abnahm, wobei er äußerte, daß er um

einer solchen Kleinigkeit willen nicht bei den Offizieren klagen wolle. Die Sache schien damit geendigt zu sein.

Allein einer von den Genossen der Schildwache, welcher dem Zanke zugehört hatte, erzählte den Vorfall seinen Mitsoldaten. Diesen fiel unglücklicherweise ein, daß die Ehre ihres Standes darunter gelitten habe; sie gaben daher dem Verbrecher sehr bittere Verweise, und machten ihm besonders ein schweres Verbrechen daraus, daß er die Entwendung als Schildwache, und noch dazu an einer Sache verübt habe, die ihm besonders anvertraut gewesen sei. Sie erklärten, daß sie es für einen Schimpf hielten, ferneren Umgang mit ihm zu haben; und der Sergeant insbesondere sagte, daß, wenn der Bediente ihn nicht verklagen wolle, er es selbst thun werde.

Von der Verachtung und den Vorwürfen dieser Ehrenmänner tief gekränkt, flüchtete der junge Mensch, voll Scham und Reue, nach seinem Hangbette. Aber der Sergeant ging nach einer Weile zu ihm, und befahl ihm, aufs Verdeck zu kommen. Der arme Schelm gehorchte; da es indeß eben in der Abenddämmerung war, so entwischte er seinem Führer, und ging nach dem Vordertheile des Schiffs. Als man ihn nach einer Weile suchte, fand man, daß er — sich über Bord gestürzt hatte! Und nun erst wurde die Sache dem Befehlshaber gemeldet.

Ich sagte, daß die Geschichte von diesem unglücklichen Vorfalle für meine jungen Leser lehrreich werden könne; und wodurch denn das? Dadurch, daß sie daraus lernen können, wie viel Ursache man habe, des zarten Ehrgefühls eines edlen und ehrliebenden Menschen zu schonen; weil auf ein solches Gemüth nichts empfindlicher und schmerzhafter wirkt, als wenn man es durch

Verachtung kränkt. Jedes dahin abzielende Wort ist für Seelen dieser Art ein scharfer Dolchstich, der sie bis in ihr Innerstes verwundet, der sie oft auf lange Zeit unglücklich und elend macht, ja, der sie oft in gänzliche Verzweiflung stürzt. Viele, vielleicht die meisten Selbstmörder hatten zu der schwarzen That, wodurch sie sich ihr Leben raubten, keine andere Veranlassung, als diese. Seid also behutsam, ihr Lieben, und hütet euch, einen ehrliebenden Menschen durch Spott oder Beschimpfung zu kränken. Denn was für peinigende Gewissensbisse würdet ihr empfunden haben, wäret ihr Einer von Denen gewesen, die den jungen Soldaten durch die ihm bewiesene Verachtung dahin brachten, daß er zum Mörder an sich selbst wurde! Sucht euch diese Vorstellung ein wenig lebhaft und geläufig zu machen, damit sie zu rechter Zeit in euer Gedächtniß zurückkehre und euch warne, wenn Leichtsinn oder Leidenschaft euch jemahls in Gefahr bringen sollten, euer Gewissen mit einer so schweren Verschuldung zu beladen.

Der Verlust des jungen Soldaten wurde um so mehr bedauert, da er sich sonst immer ungemein ruhig und ordentlich betragen hatte, und weil seine Verzweiflung selbst ein Beweis eines edlen Gemüths war, dem Beschimpfung unter allen Leiden das unerträglichste ist.

Erst am 4ten März, also ungefähr sechs Wochen nach der Abfahrt aus der Meerenge le Maire, bekam man zum erstenmahl wieder Land zu Gesicht. Man befand sich damahls unter dem 19ten Grade südlicher Breite. Es war eine Insel von eiförmiger Gestalt, in deren Mitte sich eine sogenannte Lagune, d. i. ein See von Salzwasser, befand, der ungleich größer war, als das Land, welches ihn einschloß.

Man lief gegen die Nordseite der Insel hin, fand

aber nirgends einen Ankergrund. Die ganze Insel war mit Bäumen bewachsen, worunter man Kokos- und Palmbäume unterschied. Unsere Reisenden sahen verschiedene von den Eingebornen am Strande, und zählten deren bis auf vier und zwanzig. Sie schienen groß zu sein und ungemein dicke Köpfe zu haben; vielleicht aber hatten sie Etwas, das man nicht unterscheiden konnte, um dieselben gewickelt. Sie waren übrigens kupferfarbig, und hatten langes schwarzes Haar. Einige von ihnen gingen dem Schiffe gegenüber längs des Strandes hin, und trugen Spieße oder Stangen in den Händen, die zweimahl so hoch als sie selber waren. So lange sie so am Strande gingen, schienen sie nackt zu sein; sobald aber das Schiff vorbeigesegelt war, gingen sie hinweg, und kleideten sich in Etwas, das ihnen ein weißeres Ansehen gab, als sie von Natur hatten. Ihre Wohnungen lagen im Schatten einiger Palmbäume auf einer Anhöhe. Unsern Reisenden, die seit langer Zeit, außer den öden Bergen des Feuerlandes, nichts als Himmel und Wasser gesehen hatten, schienen diese Haine ein irdisches Paradies zu sein. Man gab dem Eilande den Namen der Laguninsel, unter welchem sie denn auch auf unserer Karte steht.

Man entdeckte nach und nach noch vier andere Inseln, wobei man aber eben so wenig sich verweilen konnte. Man nannte sie Thrumb-Kap, die Bogeninsel, die Gruppen- und die Vogelinsel. Diese Namen führe ich hier bloß deßwegen an, damit meine Leser dem Laufe des Schiffes um so viel leichter auf der Karte folgen können.

Am 10ten April bekam man die von Wallis bereits entdeckte Osnabrück-Insel zu Gesicht. Aber auch bei dieser segelte man vorüber, weil man eilte, den

eigentlichen Bestimmungsort des Schiffes, die Insel Otaheite, zu erreichen, in deren Nähe man sich jetzt befand.

Es war Nachmittags, den 10ten April, als Einige von der Schiffsgesellschaft, die nach dieser Insel aussahen, in demjenigen Theile des Gesichtskreises, wo sie zum Vorschein kommen mußte, Land zu bemerken glaubten. Es wurde indeß Abend, ohne daß man mit Gewißheit entscheiden konnte, ob sie recht gesehen hatten, oder nicht. Allein mit Anbruch des folgenden Morgens lag die Insel unverkennbar da, und ihr Anblick verursachte der ganzen Schiffsgesellschaft, die sich sehr danach gesehnt hatte, große Freude.

5.

Ankunft zu Otaheite, vom Kapitän Wallis die Georgeninsel genannt. Landung. Gütiger Empfang. Trauriger Vorfall auf dem Lande.

Als man am folgenden Tage der Insel nahe genug kam, um von den Eingebornen bemerkt zu werden, stießen verschiedene Kähne vom Strande ab, und liefen auf das Schiff zu. Man lud die darauf befindlichen Indier durch Zeichen ein, an Bord zu kommen; aber umsonst! Einige derselben kamen zwar in ihren Kähnen bis dicht ans Schiff, aber hinaufsteigen wollten sie nicht. In jedem Kahne hatten sie junge Platanen und Zweige von einem andern Baume, den die Indier E'Midho nennen. Diese waren, wie man in der Folge erfuhr, Sinnbilder des Friedens; und als solche wurden sie an der Seite des Schiffs von den Indiern herauf gereicht, wobei sie zugleich einige Zeichen machten, die man anfangs nicht verstand. Endlich errieth

man ihr Verlangen; sie wollten, daß diese Friedenszeichen an irgend einem Orte des Schiffs aufgesteckt werden möchten, damit sie frei und öffentlich gesehen werden könnten. Man willfahrte ihnen hierin gern, und sie bezeigten insgesammt das größte Vergnügen darüber. Hierauf kaufte man ihnen ihre Ladungen ab, die aus Kokosnüssen und mancherlei andern Früchten bestanden. welche für unsere Seefahrer ein großes Labsal waren.

Während der einfallenden Nacht steuerte man allmählig näher an die Küste hin; und am folgenden Morgen kam man in einer Bucht, an der Nordseite der Insel, glücklich vor Anker.

Alsobald umringten die Eingebornen das Schiff mit ihren Kähnen, und brachten Früchte und kleine Fische, die sie für Indisches Geld, d. i. für Glaskorallen, verhandelten. Sie hatten auch ein junges Schwein bei sich; aber dieses wollten sie für nichts Geringeres, als für ein Beil, verkaufen. Allein die Engländer weigerten sich aus guten Gründen, es dafür einzutauschen, weil sie besorgten, daß sie nachher immer Beile würden geben müssen, so oft sie Schweine haben wollten, welches ihren Vorrath leicht hätte erschöpfen können.

Unter den Früchten, welche man ihnen brachte, war auch die sogenannte Brotfrucht. Diese wächst auf einem Baume, der ungefähr so groß ist, als eine mittelmäßige Eiche. Die Blätter desselben sind oft anderthalb Fuß lang, von länglicher Gestalt, mit tiefen Krümmungen, wie die Feigenblätter, versehen. Die Frucht ist so groß, als der Kopf eines Kindes, und beinahe eben so gestaltet. Ihre Außenseite ist netzförmig, die Haut dünn. Zwischen dieser Haut und einem inwendigen kleinen Kern liegt das Fleisch oder der eßbare Theil dieser Frucht, welcher schneeweiß und so locker wie frisch-

gebackenes Brot ist. Man genießt aber dieses Fleisch nicht roh, sondern röstet es erst am Feuer, nachdem man es zu diesem Behuf in drei oder vier Theile zerschnitten hat. Dann schmeckt es ungefähr wie die Krume eines mit Kartoffelmehl vermischten Weizenbrots.

Von hier an, wo die Auftritte anziehender und die Beobachtungen unserer Reisenden immer wichtiger werden, will ich den Anführer derselben, den unsterblichen Cook, selbst erzählen lassen, und ihm von Zeit zu Zeit nur da in die Rede fallen, wo ich für meine jungen Leser ein Wort hinzuzufügen haben werde.

Unter Denen, welche bei uns an Bord kamen, befand sich auch ein ältlicher Mann, der, wie wir nachher erfuhren, Owhah hieß. Der Lieutenant Gore und Andere, welche mit dem Kap. Wallis hier gewesen waren, erkannten ihn augenblicklich für Denjenigen wieder, der ihnen damahls viel nützliche Dienste erwiesen hatte, und dessen in der Beschreibung jener Reise häufig Erwähnung geschehen ist. Ich suchte daher, ihm durch allerhand kleine Geschenke Vergnügen zu machen, um uns seiner Freundschaft und Dienstleistungen auch für diesmahl zu versichern.

Da zu vermuthen stand, daß wir uns eine ziemlich lange Zeit allhier aufhalten würden, so mußte ich nothwendig darauf bedacht sein, jeder üblen Begegnung der Eingebornen vorzubauen, und zugleich zu verhüten, daß diejenigen Dinge, deren wir uns hier statt des Geldes zum Einkauf der benöthigten Lebensmittel bedienen mußten, nicht durch zu reichliches oder unordentliches Ausgeben an Werthe fallen möchten. Ich setzte daher fol-

gende Regeln auf, deren Beobachtung ich allen unsern Leuten bei schwerer Strafe einschärfen ließ:

1) Jedermann soll den Eingebornen mit der größten Leutseligkeit begegnen, und durch alle rechtmäßige Mittel sich bestreben, ihre Freundschaft zu erwerben und zu erhalten.

2) Nur einige dazu ernannte Personen sollen den Einkauf besorgen, und außer diesen soll Niemand, wer er auch sein mag, mit den Eingebornen Handel treiben.

3) Jeder, dem am Lande irgend ein Dienst anvertraut werden wird, soll denselben mit der strengsten Aufmerksamkeit verrichten, und wofern er nachlässiger Weise irgend etwas von seiner Bewaffnung verliert oder sich stehlen läßt, soll er nicht nur den Werth desselben an seiner Löhnung einbüßen, sondern auch noch überdas verhältnißmäßig bestraft werden.

4) Eben so soll es auch mit denen gehalten werden, welche überwiesen werden können, daß sie sich irgend etwas von den Schiffsvorräthen zugeeignet, und unerlaubten Handel damit getrieben haben.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, ging ich mit den Herren Banks und Solander, einer Partei bewaffneter Mannschaft und unserm Freunde Owhah ans Land. Einige hundert Eingeborne empfingen uns beim Aussteigen; ihre Blicke waren bewillkommend, ihr Anstand und ihr ganzes Betragen ungemein ehrerbietig. Der Erste, welcher sich uns zu nähern wagte, kroch beinahe auf Händen und Füßen heran. Er überreichte uns das bei ihnen gebräuchliche Friedenszeichen, einen grünen Zweig; und wir nahmen denselben mit freundlicher und vergnügter Miene an. Da wir bemerkten, daß jeder der Anwesenden einen solchen Zweig

in der Hand hielt, so pflückte auch Jeder von uns einen solchen ab, und trug denselben auf die nämliche Art.

Sie begleiteten uns hierauf nach dem Platze, wo der Delphin sein Wasser eingenommen hatte. Auf dem Wege dahin machten sie an einer gewissen Stelle Halt, rauften Alles auf dem Boden befindliche Gras aus, und die Vornehmsten unter ihnen warfen sodann ihre grünen Zweige auf diese nackte Stelle hin. Sie winkten uns, daß wir es mit den unsrigen eben so machen möchten; und wir willfahrten ihnen sogleich. Um die Feierlichkeit zu erhöhen, ließ ich die Seesoldaten sich in Ordnung stellen und aufmarschiren; wobei Jeder seinen Zweig auf die beschriebene Stelle werfen mußte. Wir Andern machten es dann eben so.

Wir gelangten an die Wasserstelle, und die guten Leute gaben uns zu verstehen, daß wir dieselbe einnehmen möchten. Wir fanden aber, daß dieser Ort für unsere Absichten nicht wohl tauge. Man führte uns also weiter; und die Indier fingen nach und nach an, etwas vertraulicher zu werden. Wir schenkten ihnen, um ihnen noch mehr Zutrauen und Freundschaft einzuflößen, Glaskorallen, nebst andern dergleichen Kleinigkeiten, worüber sie viel Vergnügen an den Tag legten.

Der Weg, den man uns führte, ging durch anmuthige Lustwälder von Bäumen, die mit Kokosnüssen und Brotfrucht beladen waren. Unter diesen Bäumen lagen die Wohnungen der Eingebornen zerstreut umher, und sie bestanden mehrentheils aus einem bloßen Dache ohne Seitenwände. Wir glaubten ganz in Arkadien zu sein.

Diejenigen unter uns, welche schon mit dem Kap. Wallis hier gewesen waren, bemerkten unter allen den Leuten, die sich um uns her versammelt hatten, keine einzige Standesperson. Auch bemerkten wir in

dieser ganzen Gegend, zu unserm Leidwesen, nicht mehr als zwei Schweine, und nicht kein einziges Stück Federvieh. Wir kamen an den Ort, wo ehemahls das Gebäude gestanden hatte, welches sie den Palast der Königinn nannten; allein es war verschwunden. Man vermuthete hieraus, daß die Oberhäupter der Völkerschaft nach irgend einer andern Gegend gezogen sein müßten; und es wurde beschlossen, sie am folgenden Tage aufzusuchen.

Ehe wir aber am andern Morgen unsere Wanderschaft antreten konnten, waren schon verschiedene Kähne zu uns herangekommen. Zwei davon waren voller Leute, die, ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, wichtige Personen sein mußten. Zwei derselben kamen an Bord, und Jeder von ihnen wählte sich unter uns einen Freund. Der Eine, der, wie wir erfuhren, Mataha hieß, wählte Herrn Banks, der andere mich. Die Feierlichkeit bestand darin, daß sie einen großen Theil ihrer Kleider auszogen und uns anlegten; wogegen wir hinwiederum Jedem von ihnen ein Beil und einige Glaskorallen schenkten.

Nachdem das Freundschaftsbündniß solchergestalt geschlossen war, so luden sie uns durch Zeichen nach ihren Wohnungen ein, und wiesen dabei nach Südwesten. Da ich nun ohnedas einen bequemern Hafen zu finden wünschte, so willigte ich ein. Ich ließ also zwei Böte ausheben, und ging mit den Herren Banks und Solander, nebst verschiedenen Andern, an Bord derselben, um unter Anführung unserer Indischen Freunde die Reise anzutreten.

Nachdem wir ungefähr eine Seemeile weit gerudert waren, winkten sie uns, daß wir ans Land gehen sollten, und gaben uns zu verstehen, daß dies der Ort ih-

res Aufenthalts sei. Wir stiegen also aus, und der Zulauf des Volks war so groß, daß wir uns bald von etlichen hundert Personen umringt sahen.

Man führte uns in ein Haus, welches viel größer war, als alle, die wir bis dahin gesehen hatten. Beim Eintritt in dasselbe erblickten wir einen Mann von mittlerem Alter, der, wie wir nachmahls erfuhren, Tootahah hieß. Man breitete sogleich Matten für uns aus, und ersuchte uns, ihm gegenüber Platz zu nehmeu.

Die Unterhaltung fing hierauf damit an, daß Tootahah einen Hahn und eine Henne bringen ließ, die er Herrn Banks und mir überreichte. Auf dieses Geschenk folgte ein anderes, welches in einem Stücke Tuch bestand, dessen Verfertigung weiter unten beschrieben werden soll. Es war mit etwas Wohlriechendem zugerichtet, welches ganz angenehm duftete. Die Eingebornen schienen auf diesen Umstand einen großen Werth zu legen, und sie gaben sich viele Mühe, uns aufmerksam darauf zu machen. Dasjenige Stück, welches Herr Banks erhielt, war 33 Fuß lang und 6 Fuß breit. Er erwiederte dieses Geschenk mit einem seidenen Halstuche, welches er damahls eben trug, und mit einem leinenen Schnupftuche. Tootahah legte diesen neuen Staat sogleich mit einer höchstvergnügten und selbstgefälligen Miene an, und es herrschte nunmehr eine völlige Zutraulichkeit zwischen den Eingebornen und uns.

Nachdem wir in Gesellschaft verschiedener Indischen Damen einige andere Wohnungen besehen hatten, beurlaubten wir uns bei unserm guten Freunde und gingen weiter längs der Küste hin. Wir waren kaum eine Viertelstunde gegangen, so begegnete uns, an der Spitze einer großen Menge Leute, ein anderer Anführer, Namens Tubourai Tamaide, mit dem wir denn eben-

falls erst einen Friedensvertrag zu bestätigen hatten. Die Feierlichkeit einer solchen Bestätigung war uns nun schon besser bekannt. Sie besteht nämlich darin, daß man sich gegenseitig einen grünen Zweig überreicht, hierauf die rechte Hand auf die linke Brust legt und das Wort Tago ausspricht, welches, wie wir vermutheten, Freund bedeutet. Der Anführer gab uns hierauf zu verstehen, daß, wenn uns etwa zu essen beliebe, Alles in Bereitschaft sei. Wir nahmen sein Anerbieten an, und ließen uns eine nach der Landesart zubereitete Mahlzeit von Fischen, Brotfrucht, Kokosnüssen und Platanen herzlich wohl schmecken; die Indier aßen einige Fische zur Abwechselung roh, und nöthigten uns auch dazu; allein für dieses Gericht bedankten wir uns doch.

Die Gesellschaft wurde während der Mahlzeit sehr vertraut und heiter; aber ein unangenehmer Vorfall unterbrach unser Vergnügen plötzlich. Doktor Solander nämlich und Herr Monkhouse beschwerten sich, daß man ihnen die Taschen ausgeleert habe. Dem Ersten war ein kleines Taschenferuglas, dem Letzten eine Schnupftabaksdose gestohlen worden. Man beschwerte sich darüber bei dem Oberhaupte; und da nicht gleich Anstalt zur Zurückgabe des Gestohlenen gemacht wurde, sprang Herr Banks hurtig auf, ergriff seine Büchse, und stampfte mit der Kolbe derselben gegen den Boden. Diese Drohung jagte der ganzen Indischen Gesellschaft ein solches Schrecken ein, daß Alle in der äußersten Bestürzung zum Hause hinausrannten, ausgenommen das Oberhaupt, drei Frauenspersonen und noch ein paar Andere, die, ihrer Kleidung nach, gleichfalls Standespersonen zu sein schienen.

Das Oberhaupt nahm, mit allen Aeußerungen von Bestürzung und Betrübniß, Herrn Banks bei der Hand,

und führte ihn zu einem großen Vorrathe von hiesigen Landestüchern hin, die am Ende des Hauses lagen. Hier bot er ihm ein Stück nach dem andern an, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er so viel als ihm davon beliebe, oder auch Alles nehmen möge, um den erlittenen Verlust dadurch zu ersetzen. Allein Herr Banks legte Alles auf die Seite, und gab ihm zu verstehen, daß er nichts als Das verlange, was seinen Gefährten diebischerweise entwendet worden sei.

Hierauf ging Tubourai Tamaide in aller Eile fort, ließ seine Gemahlinn bei Herrn Banks zurück, und gab ihm zu verstehen, daß er nur so lange Geduld haben möchte, bis er selbst wieder zurückkäme. Man setzte sich also wieder nieder. Nach einer halben Stunde kam Tubourai Tamaide zurück. Er hatte die Dose und das Futteral des kleinen Fernglases in der Hand, und indem er Beides überreichte, blitzte die Freude aus seinen Augen mit einer Stärke des Ausdrucks, welche dieses Volk vor allen andern voraus hat.

Man öffnete das Futteral; ein neues Mißgeschick! es war leer. Kaum ward der ehrliche Tubourai Tamaide dies gewahr, so veränderte sich seine Miene im Augenblick. Er nahm Herrn Banks bei der Hand, rannte mit ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Hause hinaus, und führte ihn mit schnellen Schritten längs der Küste hin. Als sie ungefähr eine Viertelstunde weit gegangen waren, begegnete ihm eine Frauensperson, und gab ihm ein Tuch. Er nahm es ihr ab, und setzte mit demselben in der Hand seinen Lauf eiligst fort.

Doktor Solander und Herr Monkhouse waren ihnen gefolgt, und sie kamen nunmehr sämmtlich bei einem Hause an, in welchem sie von einer Frauensperson empfangen wurden. Dieser gab Tubourai da

Stück Tuch, und winkte den drei Herren, daß sie ihr einige Glaskorallen schenken möchten. Dies geschah. Sobald das Tuch und die Korallen hingelegt waren, ging die Frauensperson fort, kehrte nach einer halben Stunde mit dem kleinen Fernglase zurück, und druckte ihre Freude darüber mit eben der Stärke von Empfindung aus, als vorher Tubourai. Hierauf gab man den Herren die vorher verlangten Glaskorallen wieder, und betheuerte, daß man sie nicht annehmen könne. Mit eben so viel Eifer wurde auch Herrn Solander das Stück Tuch, als eine Genugthuung für das erlittene Unrecht, aufgedrungen. Dieser bestand dagegen seiner Seits darauf, daß die Frauensperson ein Geschenk an Glaskorallen von ihm annehmen mußte; und so war dieser verdrießliche Handel glücklich abgelaufen.

Was für Mittel nun das Oberhaupt angewandt haben mochte, um den Dieb sogleich ausfindig zu machen, und die Zurückgabe der entwandten Sache zu bewerkstelligen, blieb uns ein Geheimniß; aber Jeder von uns gestand, daß diese schleunige Wiederherstellung der besten Ordnungsaufsicht in einem Europäischen Staate Ehre gemacht haben würde. Des Abends um sechs Uhr kehrten wir wieder nach dem Schiffe zurück.

Am folgenden Morgen kamen verschiedene von den Oberhäuptern, die wir besucht hatten, an Bord, und brachten Schweine, Brotfrucht und andere Erfrischungen mit, wofür wir ihnen Beile, Leinewand und andere Dinge gaben, je nachdem ihnen dergleichen am angenehmsten zu sein schienen.

Da ich auf meiner gestrigen Lustreise nach Westen hin, keinen bequemern Hafen gefunden hatte, als derjenige war, worin wir lagen, so nahm ich mir vor, aus Land zu gehen, und einen Platz auszusuchen, den

die Kanonen des Schiffs bestreichen könnten. Da wollte ich denn eine kleine Feste zu unserer Sicherheit aufwerfen und die nöthigen Anstalten zu der am Himmel vorzunehmenden Beobachtung machen lassen.

Ich nahm also eine Partei von meinen Leuten mit, und ging, in Begleitung der Herren Banks, Solander und Green, ohne Verzug ans Land.

Wir waren über die Wahl des Platzes bald einig; steckten den Grund, den wir besetzen wollten, ab, und schlugen alsdann ein dem Herrn Banks zugehöriges kleines Gezelt daselbst auf. Es war um diese Zeit eine große Menge Indier um uns her versammelt; vermuthlich bloß aus Neugier, denn Keiner von ihnen war mit irgend einem Gewehr versehen. Aus Vorsicht gab ich ihnen indeß zu verstehen, daß Keiner die von mir gezogene Linie überschreiten solle, ausgenommen zwei, wovon der Eine ein vornehmer Mann zu sein schien, der Andere aber unser guter Freund Owhah war. Wir hatten das Vergnügen, zu sehen, daß dieses Verbot keine Unzufriedenheit erregte. Alle führten sich ungemein ehrerbietig und ruhig auf, setzten sich außerhalb des Kreises nieder, und sahen uns zu, ohne uns im geringsten zu stören, ob es gleich länger als zwei Stunden dauerte, ehe wir mit der Arbeit fertig wurden.

Da wir vermutheten, daß die Bewohner dieses Theils der Insel ihre Schweine und ihr Federvieh bei unserer Ankunft weiter ins Land hineingetrieben hätten, so bekamen wir Lust, eine Streiferei durch die Waldung vorzunehmen, um zu versuchen, ob wir sie daselbst vielleicht vorfinden würden. Zwar lag uns Owhah dringend an, daß wir das nicht thun möchten; aber da unsere Vermuthung dadurch nur bestätiget wurde, so glaubten wir, uns an seine Abmahnungen nicht kehren

zu müssen, und traten den Weg dahin an. Zur Bewachung des Gezeltes ließ ich einen Unteroffizier und dreizehn Seesoldaten zurück.

Als wir nun, nach angetretenem Marsche, über einen kleinen Fluß gingen, ließen sich einige Enten sehen. Herr Banks that einen Schuß darunter, und traf drei Stück derselben. Dies jagte den uns begleitenden Eingebornen einen solchen Schrecken ein, daß die meisten von ihnen zu Boden stürzten, als wenn sie selbst getroffen wären. Sie erholten sich indeß bald wieder von ihrer Bestürzung, und wir setzten unsern Weg fort.

Wir waren indeß noch nicht weit gekommen, als wir selbst über den Knall einiger Musketenschüsse erschraken, die in der Gegend des Gezeltes zu fallen schienen. Wir gingen damahls ziemlich einzeln, der Eine hier, der Andere da; aber Owhah rief uns augenblicklich zusammen, und winkte mit der Hand, daß alle Indier, die uns folgten, sich hinwegbegeben sollten, bis auf drei. Von diesen brach gleich Jeder vom nächsten Baume einen Zweig ab, und überreichte uns denselben zum Zeichen des Friedens auf ihrer Seite, und vermuthlich auch, um uns zu bitten, daß wir solchen unserer Seits gleichfalls halten möchten. Wir hatten leider! nur zu viel Ursache, zu besorgen, daß sich irgend ein Unheil zugetragen haben möchte; wir eilten also so schnell wie möglich nach dem Zelte zurück.

Als wir bei demselben anlangten, fanden wir von der Menge der Eingebornen, die wir daselbst zurückgelassen hatten, nicht einen einzigen mehr, und unsere Leute erzählten uns folgenden eben so verdrießlichen als traurigen Vorfall. Einer der Indier hatte unversehens die Schildwache überrascht und ihr das Gewehr aus den Händen gerissen. Der befehligende Unteroffizier hatte

hierauf — sei es aus Besorgniß größerer Gewaltthätigkeiten, oder aus muthwilligem Mißbrauch seiner vor kurzen erst erlangten Gewalt, und aus Mangel an menschlichem Gefühl — sogleich befohlen, Feuer zu geben, und sein unmenschlicher Befehl wurde von der Mannschaft leider! nur gar zu pünktlich befolgt. Sie feuerten unter den dicksten Haufen der fliehenden Menge, die aus mehr als hundert Menschen bestand. Selbst hiemit begnügten sie sich noch nicht, sondern als sie sahen, daß der Dieb noch nicht getroffen war, so verfolgten sie ihn besonders, und schossen ihn auf der Stelle nieder.

Wir empfanden über diese Unmenschlichkeit eben Das, was der Leser dabei empfunden haben wird; aber das Unglück war nun einmahl geschehn, und wir konnten es nicht mehr hintertreiben. Zu unserm Troste erfuhren wir nachher, daß außer dem Diebe glücklicherweise Niemand sei getroffen worden.

Als Owhah, der uns nicht von der Seite gekommen war, beobachtete, daß seine Landsleute uns nunmehr gänzlich verlassen hätten, so brachte er einige wenige von Denen, welche entflohen waren, wiewol mit Mühe, wieder zusammen, und stellte sie um uns her. Wir bestrebten uns, unsere Leute, so gut wir konnten, zu rechtfertigen, und den Indiern zu bedeuten, daß man ihnen nie einiges Leid zufügen würde, so lange sie selbst uns kein Unrecht thäten. Jene gingen hierauf ohne das geringste Merkmahl von Mißtrauen oder Rachbegierde von uns weg; wir aber brachen das Gezelt ab, und kehrten, sehr mißvergnügt über Das was vorgefallen war, an Bord des Schiffes zurück.

6.

Erbauung einer kleinen Feste. Besuche verschiedener Oberhäupter. Nachricht von der Tonkunst der Eingebornen und von der Beisetzung ihrer Todten. Ein Beispiel von Edelmuth.

Am folgenden Morgen war der Strand ziemlich öde. Nur einige wenige von den Eingebornen ließen sich daselbst sehen; aber kein Einziger derselben kam zu uns ans Schiff. Selbst Owhah, der bisher eine so treue Anhänglichkeit an uns bewiesen hatte, blieb aus. Dies ging uns vorzüglich nahe, und wir sahen daraus nur zu deutlich, daß unser Bestreben, die guten Leute zu beruhigen, vergeblich gewesen sei.

Da nun die Sachen jetzt so mißlich standen, so ließ ich das Schiff näher an die Küste hinziehen, und legte es dergestalt vor Anker, daß es den ganzen nordöstlichen Theil der Bucht und insonderheit den Platz bestreichen konnte, den ich zur Erbauung der Feste abgestochen hatte. Als wir hierauf gegen Abend noch ein wenig ans Land gingen, versammelten sich zwar die Eingebornen wieder um uns her, aber bei weiten nicht in so großer Menge, wie zuvor. Sie verkauften uns indeß einige Kokosnüsse und andere Früchte, und schienen übrigens noch eben so freundschaftlich, als vormahls, gegen uns gesinnt zu sein.

Tages darauf starb, zu unser Aller Leidwesen, Herr Buchan, ein wohlgesinnter, fleißiger und geschickter junger Landschafts- und Figurenmahler, den Herr Banks mitgenommen hatte, um durch ihn Vorstellungen von dieser schönen Insel und ihren Einwohnern verfertigen zu lassen. Er hatte schon vorher oft von der Fallsucht gelitten; jetzt machte ein Gallenfieber sei-

nem Leben ein Ende. Wir begruben seinen Leichnam mit aller der anständigen Feierlichkeit, welche unsere dermahligen Umstände möglich machten, in den Fluten des Meers.

An ebendiesem Tage statteten die beiden Oberhäupter Tubourai Tamaide und Tootahah ihren Gegenbesuch bei uns ab. Sie brachten zum Friedenszeichen diesmahl nicht Zweige, sondern zwei ganz junge Platanenbäume mit, und wollten nicht eher an Bord kommen, bis wir dieselben von ihnen angenommen hatten. Sie führten sich hierauf durch ein sehr willkommenes Geschenk bei uns ein, welches in einem Vorrathe von Brotfrucht und in einem ganz zugerichteten Schweine bestand. Letzteres war uns besonders angenehm, und wir beschenkten dafür von unserer Seite jeden unserer vornehmen Wohlthäter mit einem Beile und einem Nagel. Gegen Abend gingen wir ans Land, und schlugen ein Gezelt auf, worin Herr Green und ich übernachteten, um eine Beobachtung am Himmel anzustellen.

Am folgenden Tage nahm ich so viel Leute, als auf dem Schiffe entbehrt werden konnten, zu mir ans Land, und fing an, die Befestigung aufwerfen zu lassen. Ein Theil der Leute mußte Schanzen graben, ein anderer Schanzpfähle und Wasen *) zurichten. Die Eingebornen, die sich wieder häufig um uns her versammelt hatten, waren so weit davon entfernt, uns in unserer Arbeit zu stören, daß im Gegentheil Viele von ihnen uns freiwilligen Beistand leisteten, indem sie die

---

*) Bündel Reisholz, deren man sich zu Schanzkörben, Ausfüllung der Gräben u. s. w. bedient.

Schanzpfähle und Wasen aus dem Walde, wo sie gehauen waren, dienstfertig herbeitrugen. Wir gebrauchten aber auch die billige Vorsicht, nicht eher Etwas anzutasten, bis sie ihre Einwilligung dazu gegeben hatten.

An dem heutigen Tage konnte ich das Schiffsvolk zum ersten Mahle mit Schweinefleisch bewirthen lassen. Auch hatten wir das Vergnügen, so viele Brotfrucht und Kokosnüsse zu erhalten, daß wir einen Theil derselben ungekauft zurücksenden, und den Indiern durch Zeichen andeuten mußten, daß wir auf die zwei folgenden Tage nichts mehr davon gebrauchen könnten. Das Geld, dessen wir uns an diesem Tage beim Einkaufe bedienten, bestand bloß in Glaskorallen. Eine einzige derselben wurde mit fünf bis sechs Kokosnüssen und mit eben so viel Stück von der Brotfrucht bezahlt.

Tages darauf stattete unser Freund Tubourai Tamaide Herrn Banks einen Besuch in seinem Gezelte ab, welches in der Feste aufgeschlagen war. Er brachte nicht nur seine Familie, sondern auch das Dach eines Hauses, allerhand Baugeräthschaften zur Aufrichtung desselben, und mancherlei Hausgeräth mit. Was er damit wollte? Sich in unserer Nachbarschaft eine Wohnung aufschlagen, um desto öfter und länger in unserer Gesellschaft sein zu können. Dieser Beweis seiner Freundschaft und Gewogenheit machte uns viel Vergnügen.

Bald nach seiner Ankunft nahm er Herrn Banks bei der Hand, und gab ihm zu verstehn, daß er mit ihm in den Wald gehen möchte. Herr Banks hatte nichts dawider. Sie gingen also mit einander fort, und kamen an einen Ort, wo man bereits das Wetterdach errichtet hatte, welches dem Tubourai zur einstweiligen Wohnung dienen sollte. Hier wickelte er ein

Bündel hiesiges Zeuges auseinander, nahm zwei Kleider, eins von rothem Zeuge, das andere von sehr hübschen Matten heraus, und legte sie seinem Freunde Banks an. Dann führte er ihn wieder zurück nach dem Gezelte.

Bald nachher brachten ihm seine Bedienten etwas Schweinefleisch und Brotfrucht. Er machte sich über dieses Gericht her, und tunkte das Fleisch in Salzwasser, welches ihm statt der Brühe diente. Nach der Mahlzeit legte er sich ohne Umstände auf Herrn Banks Bette, und schlief ungefähr eine Stunde lang.

Des Nachmittags führte seine Gemahlinn Tomio uns einen schöngebildeten Jüngling von zwanzig und etlichen Jahren zu. Beide schienen ihm wie ihrem Sohne zu begegnen; wir erfuhren aber nachmahls, daß er es nicht war. Am Abend kehrte dieser Jüngling und eine andere Standesperson, die uns ebenfalls besucht hatte, nach der westlichen Gegend zurück. Tubourai hingegen und seine Gemahlinn verfügten sich nach ihrem im Walde gelegenen Wetterdache.

Der Schiffsarzt Monkhouse, der an diesem Abend einen Lustgang gemacht hatte, erzählte uns bei seiner Zurückkunft, daß er den Leichnam des vor einigen Tagen erschossenen Mannes, in Tuch gewickelt und auf einer Bahre liegend, angetroffen habe. Die Bahre habe auf Pfosten geruhet, und sei oberhalb mit einem Dache versehen gewesen. Neben dem Körper hatte er einige Kriegsgewehre und andere Sachen liegen gesehn, an deren genaueren Untersuchung er durch den unausstehlichen Gestank des Leichnams sei gehindert worden. Er fügte hinzu, er habe noch zwei andere Behältnisse von der nämlichen Art gesehen, in deren einem die Gebeine eines menschlichen Körpers gewesen seien,

und schon lange daselbst gelegen haben müßten, weil sie schon ganz ausgetrocknet seien. Wir erfuhren in der Folge, daß dies die gewöhnliche Art sei, wie sie ihre Todten beizusetzen pflegen.

Die Erzählung des Herrn Monkhouse hatte meine Begierde erregt. Ich ging also, von einigen Andern begleitet, nach dem Orte hin, um Alles selbst in Augenschein zu nehmen. Wir fanden den Schuppen, unter welchem der Leichnam lag, nahe bei dem Hause, worin der Mann bei seinem Leben gewohnt hatte, und einige andere dergleichen Todtengerüste standen in einer kleinen Entfernung. Der Schuppen selbst war ungefähr 15 Fuß lang, 11 Fuß breit und von verhältnißmäßiger Höhe. Das eine Ende war ganz offen; das andere, nebst den zwei Seiten, war zum Theil mit einem geflochtenen Zaun eingefaßt. Der Boden der Bahre, worauf der Körper lag, war mit Matten ausgeschlagen, und ruhete auf vier Pfosten, ungefähr fünf Fuß hoch über der Erde.

Der Leichnam selbst war zuerst mit einer Matte, und über dieser mit einem weißen Tuche bedeckt. Nebenbei lag eine hölzerne Keule, und beim Haupte des Todten standen zwei Schalen von Kokosnüssen, deren man sich hier zu Schüsseln und Trinkgeschirren bedient. Am andern Ende war ein Bündel grüner Blätter, an einige dürre Zweige gebunden, in die Erde gesteckt; daneben lag ein Stein, ungefähr von der Größe einer Kokosnuß; und noch etwas weiter hin hatten sie eins von den jungen Platanenbäumchen, deren man sich zu Friedenszeichen bedient, hingestellt, und eine steinerne Axt daran gelegt.

An dem offenen Ende des Schuppens hing eine große Menge aufgereiheter Palmnüsse, und außerhalb

desselben war der Stamm eines ungefähr fünf Fuß hohen Platanenbaums aufrecht in den Boden gesteckt, und auf dem obern Ende desselben eine Kokosschale voll frischen Wassers hingestellt.

An dem einen der vier Pfosten hing ein kleiner Sack, in welchem wir einige wenige Stücke gerösteter Brotfrucht fanden, welche nach und nach mußten hineingelegt sein; denn einige derselben waren noch frisch, andere aber schon älter.

Dies Alles muß dem jungen Leser freilich lächerlich vorkommen, weil ein todter Körper weder Speise und Trank, noch Waffen oder sonst Etwas nöthig hat, oder zu gebrauchen in Stande ist. Allein wir müssen dabei erwägen, daß unsere eigene Thorheit, den Leichnamen unserer Verstorbenen allerlei kostbare Zeuge und Sachen mit in die Erde zu geben, und einen großen Aufwand bei und nach ihrer Beerdigung zu machen, nicht um ein Haar breit kleiner oder weniger lächerlich ist. Indeß beweiset diese allgemeine, selbst bei den rohesten Wilden herrschende Gewohnheit, die Todten mit solchen Sachen, welche nur die Lebendigen zu gebrauchen wissen, zu versorgen, doch so viel, daß der Glaube an die Unsterblichkeit des innern Menschen beim Tode des äußern, der menschlichen Seele von ihrem Schöpfer selbst eingeprägt sein müsse, weil er sich, so wie der Glaube an eine Gottheit, bei allen Menschen unter allen Himmelsstrichen findet, deren Vernunftfähigkeit sich nur einigermaßen zu entwickeln angefangen hat. Und in diesem Betracht muß uns selbst das Lächerliche und Abgeschmackte in den Todtengebräuchen dieser Leute, als ein Merkmahl ihrer Ueberzeugung von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, ehrwürdig sein.

Als wir uns dem Leichnam näherten, sah man den

uns begleitenden Indiern die Verlegenheit an, worein sie dabei geriethen. Mit sichtbarer Unruhe hielten sie sich die ganze Zeit über, da wir unsere Beobachtungen darüber anstellten, in der Ferne; und sie schienen recht froh zu sein, als wir endlich wieder hinweggingen. Vermuthlich sind diese Plätze ihnen ein Heiligthum, und sie besorgten vielleicht, daß wir irgend Etwas daselbst vornehmen möchten, welches dieser geglaubten Heiligkeit des Orts zuwider wäre.

Man fing nunmehr an, auf dem Platze vor unserer Feste täglich einen ordentlichen Markt zu halten. Wir wurden mit Allem reichlich versehn, nur nicht mit Schweinefleisch. Tubourai war unser beständiger Gast, und ahmte unsere Sitten so sorgfältig nach, daß er sogar sich eines Messers und einer Gabel, und zwar mit ziemlicher Geschicklichkeit bedienen lernte.

Unser Aufenthalt am Lande würde nun gar nicht unangenehm gewesen sein, wenn wir nur nicht unaufhörlich von den Fliegen wären gequält worden. Besonders wurde der Mahler, Herr Parkinson, der die zur Naturgeschichte gehörigen Gegenstände abbilden sollte, dadurch fast gänzlich gehindert, Etwas zu Stande zu bringen; denn sie bedeckten nicht nur den Gegenstand, den er abbilden wollte, so daß er nichts davon sehen konnte, sondern sie fraßen auch sogar die Farben vom Papier eben so geschwind wieder weg, als er sie auftrug.

Bei einem Besuche, den Tootahah bei uns abstattete, gab er uns eine Probe von der Tonkunst dieses Landes. Vier Personen spielten auf Flöten, die nur zwei Tonlöcher hatten, und folglich mit den halben Tönen, nur vier Noten angeben konnten. Das Sonderbarste dabei war, daß der Tonkünstler, statt sie an

den Mund zu halten, mit dem einen Nasenloche hineinblies, indem er das andere mit dem Daumen zuhielt. Zu diesem Werkzeuge sangen vier andere Personen, und beobachteten das Zeitmaß sehr genau; allein während der ganzen Unterhaltung wurde immer ein und ebendasselbe Stück gespielt.

Verschiedene von den Eingebornen brachten uns Beile, die sie von der Mannschaft des Delphins bekommen hatten, und ersuchten uns, solche zu schleifen und auszubessern. Unter diesen befand sich eins, welches uns Anlaß zu vielem Nachsinnen gab. Es war nämlich von Französischer Arbeit, und wir konnten lange nicht begreifen, wie es hierher gekommen sei. In der Folge wurde uns das Räthsel gelöset; denn wir erfuhren, daß nach der Abreise des Delphins und vor unserer Ankunft ein Französisches Schiff, unter den Befehlen des Herrn von Bougainville, hier gewesen war.

Eines Tages, da die Herrn Banks und Solander eine kleine Lustreise ins Land gemacht hatten, begegnete ihnen bei ihrer Rückkehr unser Freund Tubourai mit seinem weiblichen Gefolge. Die Freude der guten Leute bei dieser unvermutheten Zusammenkunft war so groß, daß ihnen die Thränen aus den Augen stürzten, und daß sie eine ganze Zeit lang weinten, ehe sie ihre Empfindungen zu mäßigen wußten. Aehnliche Beweise ihrer weichen und empfindsamen Gemüthsart, die sich bei jeder Gelegenheit durch einen Thränenguß äußerte, gaben sie uns in der Folge mehr.

An diesem Abend lieh Herr Solander einem Frauenzimmer aus der Familie des Tubourai sein Messer, und erhielt es nicht wieder. Auch Herr Banks vermißte am folgenden Morgen das seinige. Bei dieser

Gelegenheit muß ich allen Ständen und beiden Geschlechtern dieses Volks das Zeugniß geben, daß sie die größten Diebe auf Erden sind. Gleich am ersten Tage unserer Ankunft waren Diejenigen, welche uns an Bord besuchten, schon sehr geschäftig, Alles, dessen sie nur habhaft werden konnten, zu entwenden. Sie mauseten Alles weg, was sie verbergen konnten, und sogar die Glasscheiben waren nicht sicher vor ihnen, denn sie nahmen wirklich gleich das erstemahl zwei davon mit sich fort. Außer dem Tootahah war Tubourai Tamaide der Einzige, der sich dieses Lasters bis dahin noch nicht schuldig gemacht hatte. Jetzt schien auch Er der Versuchung dazu nachgegeben zu haben.

Herr Banks vermuthete nämlich mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß Er es sei, der ihm sein Messer gestohlen habe, und sagte es ihm auf den Kopf zu. Tubourai läugnete die That, und blieb dabei, daß er nicht das Geringste davon wisse. Herr Banks betheuerte dagegen, daß er das Messer wieder haben wolle, es möge nun Er oder ein Anderer es genommen haben. Diese nachdrückliche Erklärung that ihre Wirkung. Einer von den anwesenden Eingebornen zog einen Lappen hervor, in welchen drei Messer sehr sorgfältig eingewickelt waren. Eins davon war dasjenige, welches Doktor Solander dem Frauenzimmer geliehen hatte, ein anderes gehörte mir, und wem das dritte gehören mochte, wußte man nicht.

Tubourai kam damit zu mir nach dem Gezelte gelaufen, und gab das eine Messer mir, das andere Herrn Solander zurück. Hierauf fing er an, Herrn Banks Messer an allen Orten und in allen Winkeln zu suchen, wo er es nur jemahls hatte liegen sehen. Nach einiger Zeit merkte einer von Herrn Banks Be-

dienten, wonach der Indier suche, und holte sogleich das Messer seines Herrn herbei, welches er den Tag zuvor weggelegt hatte.

Als der gute Tubourai solchergestalt gerechtfertiget, und seine Unschuld erwiesen war, gerieth er in die äußerste Gemüthsbewegung, die er nicht bloß durch Blicke und Geberden, sondern auch durch Thränen ausdruckte. Er setzte sich das Messer an den Hals, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß, wenn er jemahls einer solchen That, als man ihm so eben habe aufbürden wollen, schuldig befunden würde, er sich die Kehle wolle abschneiden lassen.

Hierauf rannte er aus der Verschanzung und hin zu Herrn Banks, mit einer Miene, die diesem sein Unrecht strenge verwies. Diesen schmerzte sein Irrthum recht sehr, und er bemühete sich, die Beleidigung durch Freundlichkeit und kleine Geschenke wieder gut zu machen. Und zur Ehre des Indiers sei es gesagt, er vergaß das ihm angethane Unrecht augenblicklich, und blieb nach wie vor Herrn Banks ergebener Freund! Ein Beweis von der ursprünglichen Güte der rohen, durch fehlerhafte gesellschaftliche Einrichtung noch nicht verderbten menschlichen Natur. Der Indier hatte die ganze Schmach des ihm angethanen Unrechts tief gefühlt — dies bewies seine heftige Gemüthsbewegung — aber er war zufrieden, sich gerechtfertiget zu sehen, und dachte nicht auf Rache. Die Beleidigung schien vielmehr aus seinem Gedächtniß ausgelöscht zu sein, sobald er nur bemerkte, daß man Reue darüber empfand. Ein nachahmungswürdiges Beispiel für uns Alle!

7.

Einige Begebenheiten, woraus man die Gemüthsart der Eingebornen erkennen kann. Erste Zusammenkunft mit der Oberea, welche Kap. Wallis für die Königinn der Insel hielt. Einige Vorfälle.

Eines Tages, da Tubourai Tamaide uns mit dreien seiner Hausfrauen und mit einem seiner Freunde besuchte, ließen wir sie zu Mittag mit uns speisen, und lernten bei dieser Gelegenheit in dem gedachten Freunde einen Fresser kennen, wie uns noch keiner vorgekommen war. Gegen Abend verließen sie uns; aber es währte nicht lange, so kam Tubourai, und zwar sehr entrüstet zurück, ergriff Herrn Banks hastig beim Arm, und gab ihm durch Zeichen zu verstehn, daß er ihm folgen möchte. Dieser, welcher immer bereit war, seinen Indischen Freunden zu Gefallen zu leben, that sogleich, was er verlangte, und Beide gingen hurtig nach dem Walde zu.

Nicht lange, so kamen sie an einen Ort, wo sie den Schiffsfleischer mit einer Sichel in der Hand fanden. Hier stand Tubourai still, und suchte Herrn Banks unter wütenden Geberden verständlich zu machen, dieser Mann habe gedroht, oder gar versucht, seiner Gattinn mit der Sichel die Kehle abzuschneiden.

Herr Banks bedeutete ihm hierauf, daß, wenn er die Wahrheit seiner Anklage erweislich machen könne, der Mann dafür gezüchtiget werden solle. Diese Versicherung besänftigte ihn, und er suchte nunmehr durch Zeichen zu beschreiben, wie die Sache sich zugetragen habe. Der Mensch habe nämlich Lust zu einem seiner steinernen Beile bekommen, und habe dasselbe seiner Gattinn für einen Nagel abkaufen wollen. Diese aber habe

sich geweigert, es zu verkaufen. Darauf habe er es ihr weggenommen, ihr einen Nagel dafür hingeworfen, und gedrohet, daß er ihr die Kehle abschneiden werde, wenn sie nicht sogleich einwillige. Zum Beweise, daß die Sache sich wirklich so verhalte, wurde das Beil und der Nagel vorgezeigt, und der Fleischer konnte zu seiner Verantwortung so wenig hervorbringen, daß man keine Ursache hatte, die Wahrheit der Beschuldigung in Zweifel zu ziehn.

Herr Banks berichtete mir diesen Vorfall, und ich beschloß, denselben zu nützen, um sowol den Indiern, als auch meinen Leuten ein Beispiel von vergeltender Gerechtigkeit zu geben. Ich wartete hierzu die Zeit ab, da Tubourai mit seinen Weibern und verschiedenen andern Indiern zu uns an Bord kam. Jetzt ließ ich den Fleischer aufs Verdeck rufen, hielt ihm seinen Frevel vor, und da er sich nicht zu rechtfertigen wußte, so befahl ich, ihn nach Verdienst zu züchtigen.

Die Indier sahen mit stiller und ernsthafter Aufmerksamkeit zu, wie er ausgezogen und angebunden wurde. Sobald er aber den ersten Streich empfing, legten sie sich sehr eifrig ins Mittel, und baten auf das dringendste, daß ihm die Strafe möchte erlassen werden. Darein konnte ich aber aus mehr als Einem Grunde nicht willigen; man fuhr also fort, dem Kerl die ihm zuerkannte Zahl von Prügeln zu reichen; und die Indier wurden so bewegt, daß sie ihr Mitleiden durch heiße Thränen an den Tag legten.

So waren sie, gleich Kindern, bei jeder Gelegenheit mit Thränen da, wenn eine oder die andere heftige Leidenschaft in ihnen aufstieg; aber ihre Thränen schienen auch, wie die der Kinder, eben so leicht wieder ver-

gessen, als vergossen zu sein. Davon kann folgender Vorfall ein merkwürdiges Beispiel abgeben.

Eines frühen Morgens, noch vor Anbruch des Tages, kam eine große Anzahl von ihnen an die Feste herab. Da man unter andern Frauenzimmern auch die Terapo, eine von Tubourai's Hausweibern, dabei bemerkte, so ging Herr Banks ihr entgegen, um sie herein zu führen. Er bemerkte, daß ihr Thränen in den Augen standen, und sobald sie sich innerhalb der Feste befand, stürzten ihr dieselben stromweise aus den Augen. Er erkundigte sich sehr sorgsam nach der Ursache ihrer Betrübniß; allein anstatt ihm zu antworten, zog sie einen spitzigen Seehundszahn hervor, und stieß sich denselben sechs oder siebenmahl sehr heftig in den Kopf, so, daß das Blut davon mit Gewalt hervorquoll. Sie redete dabei sehr laut, aber in einem höchst traurigen Tone, ohne auch nur im mindesten auf Das zu achten, was Herr Banks zu ihrer Beruhigung sagte oder vornahm. Die andern Indier waren bei diesem sonderbaren Schauspiele ungemein aufgeräumt; sie plauderten und lachten die ganze Zeit über, ohne sich an ihren Jammer zu kehren.

Dies Alles kam Herrn Banks sehr seltsam vor; noch seltsamer aber das fernere Betragen der Dame selbst. Denn kaum war das Bluten vorüber, so sah sie mit lächelnder Miene empor, und fing an, einige kleine Streifchen Tuch aufzulesen, die sie vorher hingeworfen hatte, um das Blut darauf aufzufangen. Mit diesen blutgefärbten Streifen ging sie nach dem Strande, und warf sie mit vieler Sorgfalt zerstreut in die See. Hierauf sprang sie in den Fluß, wusch sich am ganzen Leibe, und kehrte alsdann so aufgeräumt und munter,

als ob ihr nichts widerfahren wäre, nach dem Gezelte zurück.

Die Ursache, welche sie zu jener grausamen Aeußerung des Schmerzes bewog, konnten wir nicht erfahren; wol aber beobachteten wir in der Folge mehrmahls, daß diese Art, seinen eigenen Körper im leidenschaftlichen Zustande zu mißhandeln, etwas ganz Gewöhnliches bei ihnen war. Dieser Gebrauch scheint seinen Grund in der Erfahrung zu haben, daß jeder Seelenschmerz durch heftige Körperschmerzen gelindert wird; und diese Beobachtung kann uns unter andern auch dazu dienen, die Weisheit und Güte unsers Schöpfers in der Art zu verehren, wie er uns durch den Tod aus diesem Leben abzufodern pflegt. Wäre es das Los der Menschheit geworden, ohne Krankheit und Schmerzen zu sterben, so würde der Tod in der That etwas sehr Furchtbares sein, weil alsdann der Seelenschmerz über die bevorstehende Trennung von allen unsern Lieben, und von Allem, was uns hienieden werth und wichtig war, uns mit seiner ganzen ungeschwächten Kraft überfallen und überwältigen würde. Nun aber wird diese bittere Empfindung durch das Gefühl der Körperschmerzen und durch das allmählige Hinschwinden unserer Kräfte so sehr geschwächt, daß man bei den meisten Sterbenden kaum noch eine Spur davon entdecken kann. Also gerade Das, was uns den Tod, von fern gesehen, so furchtbar zu machen pflegt — nämlich Krankheit und Schmerzen — ist in der Stunde des Todes selbst das kräftige Mittel, wodurch die Güte unsers Schöpfers uns unempfindlich dafür zu machen weiß. Ich hoffe, daß meine Leser mir diese Nebenbetrachtung zu Gute halten werden, und kehre nun wieder zu dem Faden meiner Erzählung zurück.

An eben dem Vormittage, da der jetzt beschriebene Auftritt sich ereignete, langten in der Gegend unserer Feste Kähne über Kähne an, und das Gezelt wimmelte von Leuten beiderlei Geschlechts, die aus verschiedenen Gegenden der Insel hergekommen waren, um uns zu besuchen. Ich selbst hatte an Bord des Schiffes zu thun; aber Herr Mollineux, unser Schiffer, der zu Denen gehörte, die schon auf dem Delphin hier gewesen waren, ging ans Land. Sobald er in Herrn Banks Gezelt trat, fiel ihm ein Indisches Frauenzimmer in die Augen, die sehr ruhig mitten unter den andern dasaß. Er hatte ihr kaum recht ins Gesicht gesehen, so erkannte er sie wieder für Diejenige, welche man, bei seinem vorigen Hiersein, für die Königinn der Insel gehalten hatte. Der Leser wird sich ihrer aus der Reise des Kap. Wallis erinnern. Ihr Name war Oberea.

Auch ihr war es sofort erinnerlich, Herrn Mollineux schon ehemahls gesehen zu haben; und weil sie eine so vorzügliche Rolle gespielt hatte, so waren jetzt Aller Augen auf sie gerichtet. Sie schien ungefähr vierzig Jahr alt zu sein, war lang von Wuchs, weiß von Hautfarbe, und in ihren Blicken fand man etwas Geistreiches und Empfindsames.

Sobald man ihren Stand wußte, erbot man sich, sie an Bord des Schiffes zu führen. Sie nahm dieses Anerbieten gern an; und so brachte man sie, nebst zwei Mannspersonen und verschiedenen Frauen, die insgesammt zu ihrer Familie zu gehören schienen, zu mir ans Schiff. Ich empfing sie mit allen möglichen Ehrenbezeigungen, und überhäufte sie mit Geschenken, unter welchen eine Kinderpuppe der durchlauchtigen Frau die meiste Freude machte.

Nachdem sie eine kleine Weile bei uns zugebracht

hatte, begleitete ich sie ans Land zurück. Hier machte sie mir ein Geschenk mit einem Schweine und mit verschiedenen Bündeln von Platanen. Die letztern ließ sie, indem wir nach der Feste wanderten, in einer Art von Feiergang oder Prozession vor uns hertragen, von welcher sie und ich den Beschluß machten.

Auf unserm Wege begegnete uns Tootahah, der, allem Ansehen nach, damahls die höchste Befehlshaberstelle bekleidete. Diesem schienen die Ehrenbezeigungen, die wir der Frau erwiesen, gar nicht zu gefallen; und als sie vollends ihre Puppe hervorzog, wurde er in so hohem Grade eifersüchtig, daß ich, um ihn zu besänftigen, für rathsam hielt, ihm gleichfalls eine zu schenken. Er zog dieses Geschenk dem eines Beiles bei weiten vor. Aber in diesem hohen Werthe erhielten unsere Puppen sich nicht lange; denn nach einigen Tagen, da man mehre derselben ausgetheilt hatte, wurden sie durchgehends für eine unbedeutende Kleinigkeit gehalten.

Wir wollten die Frau Oberea mit uns speisen lassen, aber man konnte sie dazu nicht bewegen. Die nämliche Zurückhaltung in Ansehung unserer Speisen beobachteten alle hiesigen Frauenspersonen. Die uns besuchenden Männer aßen ohne Bedenken mit uns, aber nie gelang es uns, eins ihrer Frauenzimmer zu bewegen, von unsern Speisen auch nur einen Bissen anzurühren, ungeachtet sie zuweilen in das Zimmer der Bedienten gingen und sich da sehr wohl schmecken ließen, was sie vorfanden. Den eigentlichen Grund dieses seltsamen Betragens haben wir nie erforschen können.

Am folgenden Morgen legte Herr Banks einen Besuch bei der Oberea ab, fand aber, da er ankam, daß sie noch nicht aufgestanden war. Es währte indeß nicht lange, so erschien sie, und zwar mit einem Kleide von

Indischem Zeuge, welches sie ihm, zum Zeichen ihrer besondern Gewogenheit, anlegte. Nachher begleitete sie ihn nach der Feste.

Gegen Abend nahm Herr Banks einen Lustgang nach der Hütte seines Freundes Tubourai Tamaide vor. Er war nicht wenig befremdet, sowol diesen Mann selbst, als auch seine Familie in der äußersten Betrübniß vorzufinden. Sie saßen schweigend und weinend da; und Herrn Banks Bemühung, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, war umsonst. Dieser Umstand gab uns Anlaß zu allerhand Vermuthungen. Einige unter uns erinnerten sich, von Owhah gehört zu haben, daß wir innerhalb vier Tagen unser grobes Geschütz gebrauchen würden. Da nun von der Zeit an, da er dies vorausgesagt hatte, heute eben der dritte Tag zu Ende ging, so gerieth man auf die Vermuthung, daß die Eingebornen vielleicht etwas Feindseliges im Schilde führten, welches sie morgen ausführen wollten.

Diesem Argwohne zufolge ordnete ich an, was die Vorsicht rathsam machte. Die Schildwachen wurden verdoppelt, wir selbst schliefen unter den Waffen, und es wurden die Nacht über fleißige Streifwachen ausgeschickt. Es blieb indeß Alles ruhig.

Um zehn Uhr des folgenden Morgens kam Tomio, eine von des Tubourai Frauenspersonen, mit ängstlicher und trauriger Miene herbeigerannt, nahm Herrn Banks, an den sie sich in jeder Verlegenheit zu wenden pflegte, beim Arme, und gab ihm zu verstehen, daß Tubourai an Etwas, was unsere Leute ihm zu essen gegeben hätten, sterben wolle; und so zog sie ihn, um Hülfe bittend, mit sich fort.

Als sie bei der Hütte ankamen, fand Herr Banks seinen Indischen Freund, den Kopf an einen Pfosten

gelehnt, äußerst niedergeschlagen und schwach. Seine Hausgesellschaft gab durch Zeichen zu verstehen, daß er sich erbrochen habe, und man brachte ein sehr sorgfältig eingewickeltes Blatt herbei, welches, ihrer Aussage nach, etwas von dem Gifte enthalten sollte, woran der arme Tubourai sterben müsste. Herr Banks untersuchte Das, was in dem zusammengewickelten Blatte enthalten war, und er erkannte es für nichts Anderes, als gekäueten Tabak. Der Indier hatte gesehen, daß die Bootsleute und Seesoldaten dergleichen in den Mund zu stecken pflegten, hatte es für eßbar gehalten, sich etwas davon ausgebeten und hinuntergeschluckt.

Während dieser Untersuchung machte der Kranke eine jämmerliche Miene, welche zu sagen schien: es sei mit ihm vorbei! Allein sobald Herr Banks sich von der Ursache seines Uebelbefindens vollkommen überzeugt hatte, verordnete er ihm, reichlich Kokosnußmilch zu trinken; welches denn auch bald die erwünschteste Wirkung hervorbrachte. Der Kranke genas; und er brachte den Rest des Tages ungemein fröhlich und aufgeräumt in unserer Gesellschaft zu.

Nach dem Muster eines Beils, welches diese Inselbewohner, in Ermangelung alles Metalls, aus Stein verfertigen, und wovon Kapitän Wallis eins mit nach England brachte, hatte man ein Beil von Eisen verfertigen lassen und mir mitgegeben, um ihnen zu zeigen, wie viel besser, als sie, wir auch solche Dinge zu machen wüßten, worin sie selbst Meister zu sein glaubten. Bis dahin hatte ich dieses Auftrages vergessen. Als aber eines Tages Tootahah mich an Bord besuchte, und eine große Begierde äußerte, zu sehen, was in jeder Kiste und in jeder Schublade meiner Kajüte enthalten wäre, so schloß

ich ihm eine nach der andern auf. Gleich Kindern, die Alles, was sie sehen, zu haben wünschen, bekam er bald zu Diesem, bald zu Jenem Lust, und raffte Alles, was ich ihm schenkte, auf einen Haufen zusammen. Jetzt kam die Reihe an das erwähnte Beil. Kaum hatte er die Augen darauf geworfen, so erhaschte er es mit der größten Begierde, warf alles Andere, was er schon gesammelt hatte, weg, und fragte mich: ob ich ihm nicht dieses schenken wolle? Ich willigte gern darein; und augenblicklich raffte mein entzückter Gast sich auf, und lief damit, gleichsam als wenn er besorgte, daß es mich wiederum gereuen möchte, von dannen.

An eben dem Tage besuchte mich ein anderer von ihren Anführern, der wenige Tage vorher zu Mittag mit mir gespeiset hatte. Ich hatte bei diesem Manne wahrgenommen, daß er sich bei der Mahlzeit von seinen Weibern, wie ein kleines Kind, ordentlich füttern ließ. Diesmahl kam er ohne dieselben, und ich hoffte daher, daß er sich würde gefallen lassen, allenfalls selbst Hand anzulegen. Aber darin hatte ich mich geirrt. Denn als die Mahlzeit aufgetragen war, und mein vornehmer Gast Platz genommen hatte, ließ er die Speisen, die ich ihm vorlegte, unangerührt liegen, und saß unbeweglich da. Ich nöthigte ihn, zuzulangen und vorlieb zu nehmen; allein umsonst! Er blieb, wie eine Bildsäule, unbeweglich sitzen. Vermuthlich würde er lieber hungrig weggegangen sein, als mit eigener Hand einen Bissen anzurühren, wenn ich nicht am Ende einem meiner Leute befohlen hätte, ihm die Bissen in den Mund zu stecken.

Wir erfuhren nämlich in der Folge, daß die hohen Standespersonen unter diesen Indiern es immer so zu halten pflegen, weil die Gebräuche ihres Landes ihnen

verbieten, bei der Mahlzeit selbst Hand anzulegen. Ein lächerlicher Gebrauch! werden meine jungen Leser sagen. Aber was hat denn der Hofzwang bei uns eingeführt, das nicht auch lächerlich wäre?

8.

Ein Diebstahl von Wichtigkeit. Folgen desselben. Beschreibung eines Indischen Wettringens.

Da nunmehr die Zeit herannahete, daß diejenige Beobachtung am Himmel, um derentwillen wir eigentlich hieher geschickt waren, angestellt werden mußte, so fingen wir an, die Sternwarte zu errichten, und nahmen den Quadranten — ein Werkzeug der Sternkunde — nebst einigen andern dazu gehörigen Sachen, zum ersten Mahl mit ans Land. Diese Sachen wurden in das für mich bestimmte Gezelt gelegt, welches innerhalb der Feste aufgeschlagen war, und bei welchem eine Schildwache stand.

Als ich hierauf den nächsten Morgen mit Herrn Green hinging, um den Quadranten zum gehörigen Gebrauch aufzustellen, fanden wir zu unserer unbeschreiblichen Bestürzung, daß er nicht mehr dawar. Je weniger wir dieses Werkzeug zur Erreichung des Hauptzwecks unserer Reise entbehren konnten, desto mehr erschraken wir über die unerwartete Entwendung desselben. Es schien fast unmöglich zu sein, daß ein Indier es geraubt haben könne; der nächste Verdacht fiel also auf unsere eigenen Leute. Wir stellten die sorgfältigsten Nachforschungen und Untersuchungen an; allein vergebens! Wir setzten eine ansehnliche Belohnung für Denjenigen aus, der uns wieder dazu verhelfen könnte; allein umsonst! der Quadrant war und blieb verloren.

Herr Banks, der bei solchen Gelegenheiten weder Mühe noch Gefahren scheute, entschloß sich jetzt, die Wälder zu durchstreifen, um zu versuchen, ob er dem Diebe, den man nun nicht mehr umhin konnte unter den Indiern zu vermuthen, auf die Spur kommen könne. Er machte sich also in Begleitung des Herrn Green und eines Unteroffiziers auf den Weg.

Es währte nicht lange, so begegnete ihm sein Freund Tubourai Tamaide, den er von dem Vorfalle zu unterrichten suchte. Dieser verstand ihn augenblicklich, und machte mit drei Strohhalmen die Figur des Quadranten, zum Beweise, daß er ihn gesehen habe. Also hatte es wol keinen Zweifel mehr, daß der Dieb ein Indier war, und daß Tubourai ihn kannte. Nunmehr war keine Zeit zu verlieren. Herr Banks gab dem Tubourai zu verstehen, daß er augenblicklich mit ihm nach dem Orte gehen müsse, wohin das gestohlene Werkzeug gebracht worden sei; und dieser war sogleich bereit dazu. Sie liefen also mit einander fort.

Tubourai erkundigte sich in jeder Hütte, die sie unterwegs antrafen, nach dem Diebe, den er mit Namen nannte, und erhielt überall Nachricht, welchen Weg er genommen habe. Man hatte also von einem Orte zum andern Hoffnung, ihn einzuholen; und das machte ihnen Muth, der unerträglichen Sonnenhitze und ihrer Abmattung ungeachtet, immer weiter vorzudringen.

So gelangten sie, bald gehend, bald laufend, zu einem Berge, der beinahe eine Deutsche Meile von der Feste entfernt lag. Sie erstiegen denselben; und nun zeigte ihnen ihr Führer eine, noch über eine halbe Deutsche Meile entfernte Landspitze, mit dem Bedeuten, daß sie eher keine Hoffnung hätten, das Werkzeug wieder zu bekom-

men, als bis sie jenen Ort erreicht haben würden. Nun fing man an zu überlegen, ob es auch rathsam sei, sich in eine so weite Entfernung von der Feste und ohne alle Bedeckung unter Leute zu wagen, die vielleicht nicht gesonnen sein dürften, das Geraubte gutwillig zurückzugeben. Alle Waffen, die sie bei sich hatten, bestanden in zwei Pistolen, die Herr Banks allezeit in der Tasche zu tragen pflegte. Dieser Umstand machte die weitere Verfolgung ihres Vorhabens sehr bedenklich. Da sie aber, auf der andern Seite, ihr Vorhaben unmöglich aufgeben konnten, so wurde beschlossen, daß die Herren Banks und Green weiter gehen, der Unteroffizier hingegen zu mir zurückkehren solle, um von mir zu verlangen, daß ich einige Mannschaft nachschicken möchte.

Sobald ich diese Nachricht erhielt, machte ich mich selbst auf den Weg, und nahm so viele von meinen Leuten mit, als ich für nöthig erachtete. In der Feste ließ ich Befehl zurück, daß man, bis zu unserer Heimkehr, auf alle Kähne, die in der Bucht waren, Beschlag legen, den Indischen Eigenthümern aber alle Freiheit lassen solle.

Die Herren Banks und Green verfolgten indeß, unter Anführung des Tubourai, ihren Weg. Als sie an der Stelle, die er ihnen gezeigt hatte, ankamen, fiel ihnen sogleich ein Kerl in die Augen, der ein Stück des Quadranten in der Hand hielt. Ihre Freude über diesen Anblick war ungemein groß. Sie standen still, und in einem Augenblicke hatte sich eine große Menge Indier rings um sie her versammelt. Um dem Zudringen der Leute zu steuern, hielt Herr Banks für nöthig, ihnen eine seiner Pistolen zu zeigen. Dies that die gehoffte Wirkung; sie wichen zurück, und hielten sich ruhig.

Indessen wuchs der Zulauf des Volks mit jedem Augenblicke. Herr Banks sah sich daher genöthiget, einen Kreis im Grase zu bezeichnen, und ihnen anzudeuten, daß sie sich außerhalb desselben halten sollten. Man gehorchte, und nunmehr wurde das Gestohlene zurückgefodert. Auch diesem Befehle wurde Folge geleistet. Sowol das Futteral, als auch die einzelnen Stücke des Quadranten wurden herbeigeschafft und in die Mitte des Kreises gelegt. Der Dieb hatte alle diese kleinen Sachen in der Eile in eine Pistolenholfter gesteckt, die Herr Banks für sein Eigenthum erkannte, und die ihm, nebst einer Reiterpistole, aus seinem Gezelte gestohlen war. Er foderte nun auch die Pistole zurück, und sie wurde ihm sogleich herbeigebracht.

Bei Untersuchung der zurückgegebenen Theile des Quadranten fand man, daß, außer dem Gestelle, noch einige geringe Kleinigkeiten daran fehlten. Man verlangte auch diese zurück; allein die Indier versicherten, daß der Entwender diese Stücke nicht bis hieher mit sich fortgeschleppt habe, und daß sie auf dem Rückwege nach der Feste ausgeliefert werden sollten. Da Tubourai sich für die Wahrheit dieser Aussage verbürgte, so war man damit zufrieden, und kehrte froh über den glücklichen Ausgang zurück. Sie mochten ungefähr eine halbe Stunde gegangen sein, als ich mit meinen Leuten ihnen begegnete. Wir freuten uns sämmtlich über die Wiedererlangung des Quadranten, und wünschten uns Glück, daß dieser mißliche Vorfall keine schlimmere Folgen gehabt hatte.

Indeß so ganz ohne unangenehme Folgen blieb er doch nicht. Als nämlich Herr Banks mit seinem Freunde Tubourai zu der Feste zurückkam, fand er, zu seiner Befremdung, eine Menge von Eingebornen, die in der äu-

ßersten Bestürzung und Angst sich um das Thor drängten. Er ging eiligst hinein, und fand — den Tootahah in Verhaft. Jetzt ereignete sich ein rührender Auftritt. Tubourai Tamaide stürzte sich dem Gefangenen in die Arme, und in dieser zärtlichen Stellung brachen Beide in die heftigsten Thränen aus, ohne ein Wort reden zu können. Die andern in der Feste befindlichen Indier weinten und schluchzten nicht minder, weil sie Alle in der Meinung standen, daß ihr Oberhaupt, Tootahah, hingerichtet werden solle.

In dieser traurigen Verfassung blieben sie bis zu meiner Ankunft, welche ungefähr eine Viertelstunde danach erfolgte. Der Anblick befremdete und rührte mich gleich stark. Ich fing damit an, den Gefangenen, der ohne meinen Befehl in Verhaft genommen war, für frei zu erklären; und nun ließ ich mir erzählen, wie die Sache zugegangen sei. Da erfuhr ich denn Folgendes:

Als die Eingebornen mich mit bewaffneter Mannschaft in den Wald gehen sahen, so besorgten sie, es geschehe in der Absicht, den begangenen Diebstahl, wovon sie sahen, wie sehr er uns beunruhige, auf eine schreckliche Weise zu ahnden. Erschreckt durch diese Vermuthung, fingen sie an, die Feste mit allen ihren Habseligkeiten zu verlassen. Herr Gore, der heute statt meiner an Bord des Schiffes befehligte, und der den Auftrag hatte, keinen Kahn aus der Bucht hinwegrudern zu lassen, sah einen Doppelkahn abstoßen, und beorderte sofort ein Boot, ihn wieder zurückzubringen. Sobald dieses Boot sich dem Kahne näherte, sprangen die darin befindlichen Indier vor Schrecken ins Meer, um sich durch Schwimmen zu retten. Auch Tootahah befand sich unter ihnen. Er wurde

aufgefangen, und Herr Gore, der meinen Befehl, Niemand in Verhaft zu nehmen, nicht recht verstanden hatte, oder aus der Acht ließ, schickte den Tootahah sofort nach der Feste; Herr Hicks aber, der erste Lieutenant, welcher daselbst befehligte, getraute sich nicht, ihn in Freiheit zu setzen, weil er ihm als ein Arrestant zur Verwahrung geschickt war. So hatte also der arme Mann, welcher nichts begangen hatte, bis zu meiner Zurückkunft dulden müssen, sich als einen Verbrecher behandelt zu sehen.

Der Wahn, daß wir ihn würden hinrichten lassen, hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß er nicht eher beruhigt werden konnte, bis man ihn auf meinen Befehl zur Feste hinausließ. Hier gab es nun abermahls einen rührenden Auftritt. Das Volk empfing ihn, wie Kinder einen Vater unter solchen Umständen empfangen haben würden; ein Jeder drängte sich heran und fiel ihm in die Arme. Bei ihm selbst wirkte die plötzliche und starke Freude, wie sie gemeiniglich zu wirken pflegt; sie macht edel, großmüthig, freigebig. Er wollte uns mit Gewalt ein Geschenk von zwei Schweinen aufdringen. Allein unser Selbstbewußtsein sagte uns, daß wir diese Gunst schlecht an ihm verdient hatten; wir weigerten uns daher standhaft, diesen Beweis seines natürlich guten Herzens und seiner unverdienten Güte anzunehmen. Unsere Weigegerung half aber nichts; er ließ die Schweine da.

Dieser unglückliche Vorfall hatte indeß einen schlimmen Eindruck bei den Indiern zurückgelassen, wie es sich am folgenden Morgen zeigte. Denn als die Herren Banks und Solander an diesem Tage ihr gewöhnliches Amt als Einkäufer auf dem Marktplatze versahen, kamen nur sehr

wenige Eingeborne zum Vorschein, und Diejenigen, welche sich noch einfanden, brachten keine Lebensmittel zum Verkauf mit. Tootahah schickte einige von seinen Leuten, um den angehaltenen Kahn abholen zu lassen, der ihm denn auch sogleich verabfolgt wurde. Auch ein der Oberea zugehöriger Kahn war gestern angehalten worden; und auch sie schickte ihren Geschäftsmann, einen gewissen Tupia, um nachsehen zu lassen, ob man nichts daraus genommen habe. Es fand sich indeß das Gegentheil. Gegen Mittag ließen sich den Gezelten gegenüber einige Fischerkähne sehen; allein man war gar nicht geneigt, uns etwas zu verhandeln. Schon fingen wir an, an Kokosnüssen und Brotfrucht einen empfindlichen Mangel zu leiden.

Herr Banks suchte die Sache wieder in ihr voriges Gleis zu bringen. Er durchstreifte daher die Wälder, und bemühete sich, durch freundlichen Umgang den Leuten wieder Liebe und Vertrauen gegen uns einzuflößen. Man war zwar überall sehr höflich gegen ihn, allein man beklagte sich bitter über die ihrem Oberhaupte widerfahrnen Mißhandlungen, der, ihrer Aussage nach, bei seiner Gefangennehmung geschlagen und bei den Haaren umhergezogen worden wäre. Dies wurde nun zwar von Herrn Banks geläugnet, allein mit Gewißheit konnte weder er, noch ich, dafür stehen, daß unsere Leute sich nicht eine oder die andere Wildheit gegen ihn erlaubt hatten, ungeachtet sie nichts wollten an sich kommen lassen. Dem Tootahah mochte es, bei ruhigerem Nachdenken gleichfalls einfallen, daß wir das Geschenk der Schweine schlecht um ihn verdient hätten; denn er schickte noch an eben dem Tage einen Bothen, und ließ eine Art und ein Hemde dafür fodern. Da mir bei dieser Bothschaft

zugleich angezeigt wurde, daß er nicht gesonnen sei, in den nächsten zehn Tagen wieder zu uns zu kommen, so entschuldigte ich mich, daß ich ihm das Verlangte nicht eher geben könne, als bis ich ihn selbst sehe. Ich hoffte dabei, daß die Ungeduld ihn bewegen würde, seinen Unwillen zu unterdrücken, und wieder zu uns zu kommen.

Aber darin hatte ich mich geirrt; er blieb aus, und, was noch schlimmer war, alle Arten von Lebensmitteln, welche sonst auf den Markt gebracht wurden, blieben auch aus. Tootahah schickte zum andern Mahle einen Bothen, und ließ sich Axt und Hemde von neuen ausbitten; ich ließ ihm aber antworten, daß ich den nächsten Tag einen Besuch bei ihm abstatten und ihm das Verlangte mitbringen wolle.

An dieses Versprechen ließ er mich des folgenden Morgens früh erinnern, und ich stieg daher mit den Herren Banks und Solander ins Boot, und ließ uns nach der Gegend hinrudern, wo er seinen Wohnort hatte. Dieser Ort war ungefähr eine Deutsche Meile von unserer Feste entfernt, und hieß in der hiesigen Landessprache Eparre.

Am Strande, wo wir aussteigen mußten, erwartete unser eine so große Menge Volks, daß wir Mühe gehabt haben würden, uns hindurch zu drängen, wenn nicht ein großer, ansehnlicher Mann, der auf dem Kopfe etwas, einem Turban Aehnliches, und in der Hand einen langen weißen Stab hatte, mit welchem er ganz unbarmherzig um sich schlug, Platz für uns gemacht hätte. Dieser Mann führte uns zu dem Oberhaupte, indeß das Volk rings herum uns zujauchzte: Tajo Tootahah (Tootahah ist euer Freund)! Ihn selbst fanden wir, gleich einem Erzvater, unter einem Baume sitzend, und um ihn

her stand eine Anzahl ansehnlicher Greise. Ein ehrwürdiger Anblick! Er winkte uns, daß wir uns setzen sollten; und nun foderte er seine Axt. Ich überreichte sie ihm, zusammt dem Hemde, und fügte noch ein Oberkleid von Englischem Tuche hinzu, das nach der Mode seines Landes gemacht und mit Zwirnband besetzt war. Dies verursachte ihm die größte Freude. Er legte es sogleich an, und gab das Hemde dem Manne, der uns Platz gemacht hatte.

Bald darauf fand sich auch Oberea, nebst verschiedenen andern Frauenzimmern von unserer Bekanntschaft ein, und setzte sich unter uns. Tootahah verließ uns von Zeit zu Zeit, kehrte aber jedesmahl bald wieder zurück. Wir schrieben dies seiner Eitelkeit zu, und glaubten, es geschehe, um dem Volke seinen neuen Putz zu zeigen; aber wir thaten ihm Unrecht. Es geschah nämlich, wie es sich nachher entwickelte, um die nöthigen Befehle zu unserer Bewirthung und zur Anordnung eines Festes zu geben, welches er unsertwegen anstellen wollte.

Als er zum letzten Mahle weggegangen war, wurde das Gedränge um uns her so stark, daß wir beinahe Gefahr liefen, erstickt zu werden. Wir waren daher froh, als ein Bothe kam, um uns zu melden, daß Tootahah an einem andern Orte auf uns warte. Wir gingen dahin, und fanden ihn am Strande in unserm eigenen Boote sitzend. Er nöthigte uns zu sich, und ließ uns dann ein Frühstück von Kokosnüssen und Brotfrucht bringen. Nicht lange, so kam ein zweiter Bothe, der ihm etwas ansagte, worauf er mit demselben fortging, und uns kurz darauf ersuchen ließ, ihm zu folgen.

Man führte uns nach einem großen Platze, der mit einem Gitterwerk von Rohr umgeben war. Und hier war-

tete nun ein ganz neues Schauspiel auf uns, nämlich ein Wettringen. Am obern Ende des Platzes saß Tootahah selbst, und verschiedene von seinen vornehmsten Hofleuten waren neben ihm auf beiden Seiten so vertheilt, daß sie einen halben Kreis ausmachten. Diese waren die Richter des Kampfes, deren Beifall den Sieger krönen sollte. Für uns waren an jedem Ende des halben Kreises Sitze ledig gelassen, allein wir wollten nicht gern an einen gewissen Ort gebunden sein, und mischten uns lieber unter die Zuschauer.

Jetzt traten zehn bis zwölf Personen auf den Kampfplatz; und dies waren die Ringer. Sie waren unbekleidet, nur daß sie ein Tuch um den Unterleib gewickelt hatten. Der Anfang des Schauspiels wurde damit gemacht, daß sie gebückt und langsam in dem Kreise rund herumgingen, wobei sie die linke Hand auf die rechte Brust legten, und mit der flachen rechten Hand von Zeit zu Zeit auf das Vordertheil des linken Arms klatschten. Nachdem diese erste Feierlichkeit vorüber war, foderte ein Jeder von ihnen seinen Gegner insbesondere dadurch heraus, daß er die Spitzen der Finger von beiden Händen an einander und auf die Brust legte, und zu gleicher Zeit die Ellenbogen schnell auf- und abwärts bewegte. Derjenige, welcher die Herausfoderung annahm, wiederholte die nämlichen Zeichen; und unmittelbar begann zwischen ihnen der Kampf.

Dieser bestand darin, daß Einer den Andern zu fassen suchte, und daß sie, wenn dieses geschehen war, ohne alle Kunst und Geschicklichkeit, so lange mit einander rangen, bis der Eine den Andern rücklings niederwarf. Unmittelbar darauf ertheilten die Richter dem Sieger ihren Beifall, und zwar in einigen Worten, die sie in einer Art von Melodie hersangen und etliche Mahl wiederholten.

Das versammelte Volk rief dem Ueberwinder gleichfalls in einem dreimahligen Freudengeschrei seinen Beifall zu. Und nun wurde eine Pause von etlichen Minuten gemacht, worauf der Kampf auf die nämliche Weise von einem andern Paare erneuert wurde. Geschah es, daß Keiner von Beiden den Andern niederwerfen konnte, so schieden sie nach einer kleinen Weile, entweder von selbst, oder auf Vermittelung ihrer Freunde von einander. Dann klatschte Jeder von ihnen auf die vorbeschriebene Art auf seinen Arm, um entweder den nämlichen Gegner, oder einen andern zu einem neuen Zweikampfe herauszufodern. Während die Kämpfer rangen, führte eine andere Partei von Mannspersonen einen Tanz auf, der aber jedesmahl auch nur eine Minute dauerte. Uebrigens achteten weder die Tänzer auf die Kämpfer, noch diese auf jene, sondern jede Partei war lediglich für sich beschäftiget.

Das größte Vergnügen gewährte uns bei diesem Schauspiele das Betragen der Sieger und der Besiegten. Jene äußerten nicht die mindeste Eitelkeit oder Schadenfreude, diese nicht das mindeste Mißvergnügen. Alles ging in vollkommener Eintracht und Freundschaft zu, und nichts unterbrach das aufgeräumte Wesen, welches durch die ganze Versammlung herrschte. Wahrlich eine musterhafte Aufführung, die von der gutmüthigen Sinnesart dieser Indier einen redenden Beweis giebt!

Nach geendigtem Schauspiele gab man uns zu verstehen, daß zwei Schweine und eine Menge Brotfrucht für unsere Mittagsmahlzeit zubereitet würden. Da wir jetzt ziemlich hungrig geworden waren, so hörten wir diese Nachricht gar nicht ungern. Allein ehe wir es uns versahen, hatte unser Wirth seinen Plan geändert; denn statt zweier Schweine ließ er nur eins zubereiten,

und da es gebraten war, nach unserm Boote tragen. Wir folgten ihm dahin, in der Meinung, daß wir die Mittagsmahlzeit an Bord einnehmen sollten. Aber auch diese Hoffnung wurde vereitelt; denn da wir bei dem Boote angekommen waren, sagte Tootahah, daß er selbst uns nach der Feste begleiten wolle, und daß wir das gebratene Schwein dort verzehren könnten. Ein böser Umstand! Allein was war zu thun? Wir mußten uns nach seinem Willen bequemen, so dringend auch die Gegenvorstellungen waren, die unser Magen machte. Wir ruderten also zurück; und genossen endlich, da wir bei der Feste angekommen waren, die für uns bestimmte Mahlzeit gemeinschaftlich mit ihm und dem Tubourai Tamaide, welche Beide reichlichen Antheil daran nahmen.

9.

Fortgesetzte Geschichte unsers Aufenthalts auf Otaheite. Freund Tubourai Tamaide fällt in Versuchung. Abenteuer bei einem, dem Tootahah abgestatteten Besuche.

Unsere Aussöhnung mit Tootahah hatte die glücklichsten Folgen für uns. Sie wirkte wie ein Zaubermittel auf das Volk, denn von nun an brachte man uns wieder Lebensmittel in Menge; Vertrauen und Freundschaft waren wieder hergestellt, und Alles ging nun wieder seinen gewöhnlichen Gang.

Nur daß man mit dem Schweinefleische noch immer so karg war! Wir schickten, um einen größeren Vorrath davon zu bekommen, in Gegenden, welche von unserm Aufenthalte vier Deutsche Meilen entfernt waren. Daselbst gab es auch wirklich Schweine und Schildkröten in Menge; aber man wollte uns weder

jene, noch diese überlassen, wir mochten auch dafür bieten, was wir wollten. Das Volk sagte: Alles da herum gehöre dem Tootahah, und ohne dessen Erlaubniß dürfe man nichts veräußern. Dies flößte uns eine noch größere Meinung von der Macht und dem Ansehen dieses Mannes ein, als wir schon vorher von ihm hatten, und wir sahen daraus noch deutlicher, wie viel uns an der Freundschaft desselben gelegen sein müsse. In der Folge erfuhren wir, daß er die Regierung dieses Theils der Insel für einen jungen Prinzen verwalte, den wir nie zu sehen bekamen, vermuthlich, weil sie ihn, als die wichtigste Person unter ihnen, an einem sichern Orte verwahrten.

Bisher hatten wir größtentheils mit Glaskorallen gehandelt, und das Nöthige dafür eingetauscht. Jetzt fing diese Münze an, ihren bisherigen Werth zu verlieren, weil zuviel davon in Umlauf gekommen war; und wir sahen uns daher genöthigt, nunmehr Nägel zu Markte zu bringen. Die kleinste Gattung derselben war ungefähr vier Zoll lang; und für einen solchen Nagel kauften wir zwanzig Kokosnüsse und Brotfrucht in gleichem Verhältnisse ein. Diese neue Münze wurde so begierig gesucht, daß wir in kurzer Zeit mit allen Arten hiesiger Lebensmittel wieder reichlich versorgt wurden.

Wir hatten jetzt unsern Indischen Freunden einen neuen und wichtigen Gegenstand ihrer Neugierde verschafft; denn man hatte unsere Schmiede ans Land gebracht, und arbeitete fast unaufhörlich darin. Das machte für Leute, welche die Bearbeitung des Eisens nie gesehen hatten, ein anziehendes Schauspiel aus. Auch die Oberea wurde dadurch herbeigelockt. Sie erschien in Begleitung zweier ihrer Freunde, wovon

der eine Obadi, der andere Tupia hieß, und sie brachte uns ein Schwein und etwas Brotfrucht mit. Wir beschenkten sie dafür mit einem Beile. Sie zeigte uns hierauf so viel altes Eisen, als zur Verfertigung eines neuen Beiles hinreichend war, und bat uns, ihr eins daraus machen zu lassen. Vermuthlich hatte sie dieses Eisen damahls erhalten, als Kap. Wallis mit dem Delphin hier war. Da ich ihr vorjetzt hierin nicht willfahren konnte, so zog sie eine zerbrochene Axt hervor, und verlangte, daß ich ihr dieselbe möge ausbessern lassen. Darein willigte ich sogleich; die Axt wurde ausgebessert, und die Frau schien sehr vergnügt darüber zu sein.

Da wir jetzt von Tage zu Tage vertrauter mit den Eingebornen wurden, so bemüheten sie sich auch, unsere Namen zu merken, um uns nach diesen zu unterscheiden und uns dabei zu nennen. Allein wir fanden es schlechterdings unmöglich, sie dahin zu bringen, jeden dieser Namen so auszusprechen, wie er eigentlich klang, es sei nun, daß die von uns vorgebrachten Töne ihnen auf eine andere Weise ins Gehör fielen, als uns, oder daß ihre Sprachwerkzeuge verschiedene Silben gar nicht auszudrucken vermochten. Mich z. B. (Cook) sprachen sie Tuti aus; Herrn Hicks, Hiti; dem Namen Mollineux entsagten sie ganz, weil sie gar keine Möglichkeit sahen, etwas davon aussprechen zu lernen. Man nannte ihnen hierauf seinen Taufnamen Robert, abgekürzt Bob, und daraus machten sie Boba. Herr Gore hieß ihnen Toarro; Doktor Solander, Torano; Herr Banks, Tapane; Herr Green, Eteri, u. s. w. Man sieht hieraus, daß es diesen, an eine weiche Mundart gewöhnten Leuten, unmöglich fiel, am Ende der Silben einen Mitlauter hören zu

lassen, ohne einen Selbstlauter beizufügen. Einige von den Namen, die sie uns beilegten, mochten auch vielleicht bedeutende Wörter in ihrer Sprache sein, die den ersten Eindruck anzeigten, den dieser oder jener von uns auf sie gemacht hatte. Wir schlossen dies unter andern aus dem Namen, den sie dem Schiffsunteroffizier Monkhouse gaben, welcher damahls eben in der Feste befehligte, als bei der Entwendung der Flinte der Thäter erschossen wurde. Sie nannten diesen Mann Matte, welches in ihrer Landessprache tödten bedeutet.

Den 12ten Mai, also einen Monat nach unserer Ankunft bei dieser Insel, erhielten wir einen Besuch von einigen vornehmen Frauen, die wir noch nie gesehen hatten, und die sich durch sehr sonderbare und lächerliche Gebräuche bei uns einführten. Ich bitte meine jungen Leser um Verzeihung, daß ich ihnen dieselben, ungeachtet sie ins Unanständige fallen, erzählen muß, um ihnen ein auffallendes Beispiel von dem Unterschiede zwischen den Sitten ungebildeter Menschen zu geben. Die Sache war diese.

Herr Banks war am Thore der Feste, um wie gewöhnlich dem Handel obzuliegen. Tootahah und einige andere Eingeborne, die uns heute besucht hatten, standen neben ihm. Da sah man am Ufer der Bucht einen doppelten Kahn landen, unter dessen Wetterdache ein Mann und zwei Frauenspersonen saßen. Der Kahn legte an, und die Gesellschaft stieg aus.

Diejenigen Indier, welche bei Herrn Banks waren, winkten ihm, daß er den Fremden entgegengehen möge. Er that dies sogleich; aber da er sich den Fremden bis auf 30 Fuß genähert hatte, blieben jene stehn, und winkten, daß er es eben so machen möge. Es geschah; und hierauf legten sie ungefähr ein halbes Dutzend jun-

ger Platanenbäumchen und ein paar andere kleine Pflanzen auf die Erde nieder. Das Volk stellte sich alsdann, von Herrn Banks bis zu den Fremden, in zwei Reihen hin, und machte eine Gasse.

Nachdem dies geschehen war, brachte der Mann, der ein Bedienter der Damen zu sein schien, sechs andere Platanenbäumchen, eins nach dem andern, zu Herrn Banks hin, und sagte bei jedem einige Worte her. Tupia, der dabei stand, versah das Amt eines Zeremonienmeisters, nahm die Zweige jedesmahl an, und legte sie in Herrn Banks Boote nieder, welches in dieser Gegend auf dem Lande stand.

Hiernächst brachte ein anderer Mann einen großen Ballen Tuchs, öffnete denselben, und breitete es stückweise zwischen Herrn Banks und den Fremden auf dem Boden aus. Es waren neun Stücke, davon er jedesmahl drei über einander legte. Als dies geschehen war, trat das vorderste Frauenzimmer, welche die vornehmste zu sein schien, auf das Tuch, hob ihre Kleider bis an die Hüften in die Höhe, und drehete sich in dieser unanständigen Stellung, mit der einfältigsten Miene von der Welt, dreimahl herum; worauf sie die Kleider wieder fallen ließ. Der Mann legte hierauf drei andere Stücke Tuch über die ersten, und die Dame wiederholte die nämliche Feierlichkeit. Endlich wurden die drei letzten Stücke Tuch ausgebreitet, und sie machte es zum drittenmahle, wie zuvor. Hierauf wurde das Tuch sogleich zusammengerollt, und Herrn Banks als ein Geschenk überreicht. Dann trat die Dame selbst mit ihrer Freundinn näher, und begrüßte ihn durch einen Kuß. Er machte ihnen darauf ein Gegengeschenk; und nachdem sie sich ungefähr eine Stunde bei uns aufgehalten hatten, begaben sie sich wieder hinweg.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wir hatten schon mehrmahls Gelegenheit gehabt, zu bewundern, daß die Bewohner dieser Insel von einem jeden gegen uns gemachten Anschlage durchgängig sogleich benachrichtiget zu sein schienen; jetzt ereignete sich ein Vorfall, der dieses von neuen bestätigte und unsere Verwunderung darüber vergrößerte. Es war zur Nachtzeit eins von unsern Wasserfässern gestohlen, die an der äußern Seite der Feste aufgestellt standen; und des andern Morgens wußte jeder Indier, daß es geschehen sei, ungeachtet der Dieb, allem Ansehen nach, Keinen zum Vertrauten gemacht hatte. Denn Alle wünschten, wie es schien, ganz aufrichtig, uns das Gestohlene wieder zu verschaffen; aber sie wußten nicht, wo sie es suchen sollten. Tubourai benachrichtigte uns sogar, daß in der nächsten Nacht noch ein zweites Faß würde gestohlen werden, wenn man nicht auf seiner Hut sei; und um dieses zu verhindern, ließ er sein eigenes Bette neben den Fässern aufschlagen. Wir verbaten indeß diese Fürsorge, und stellten eine Schildwache dabei. Während der Nacht ging es denn auch wirklich, wie er voraus gesagt hatte; der Dieb stellte sich um Mitternacht richtig ein, kehrte aber wieder um, sobald er die Schildwache erblickt hatte.

Herr Banks setzte jetzt auf seinen Freund Tubourai ein so großes Vertrauen, daß er ihn in seinem Zelte nach Belieben ein- und ausgehen ließ, ohne ihm weiter auf die Finger zu sehen. Allein auch hier bestätigte sich zuletzt das Sprichwort, »daß Gelegenheit Diebe macht.« Die bezaubernden Reize eines Korbes mit verschiedenen großen Nägeln wirkten so stark auf ihn, daß er unter der Versuchung erlag. Unvorsichtigerweise schlug er, nach verrichteter That, einen Theil seines Kleides, worunter er einen der gestohlenen Nägel

verborgen hatte, zurück, und sein Vergehen war entdeckt. Herr Banks sah sogleich in seinem Korbe nach, und fand, daß von sieben Nägeln nur noch zwei übrig waren. Er sagte es ihm hierauf, wiewol ungern, auf den Kopf zu, daß er die fehlenden gemauset habe; und Jener gestand es auch gleich ein. Man verlangte also, daß er die Nägel zurückgeben solle; allein er gab vor, sie wären schon nach seinem eigentlichen Wohnorte Sparre gebracht. Als jedoch Herr Banks, der die Sache als etwas Wichtiges behandelte, vermuthlich um den Indiern einen Begriff von dem Unrechte und von der Schändlichkeit des Diebstahls beizubringen, zu drohen anfing, so bequemte sich Tubourai, einen Nagel hervorzuziehen.

Man führte ihn hierauf in die Feste, um durch die Mehrheit der Stimmen ein Urtheil über ihn fällen zu lassen. Nach einer kurzen Berathschlagung fand man indeß für gut, ihm die Strafe zu erlassen. Damit es aber nicht scheinen möchte, als ob wir sein Verbrechen für ganz leicht ansahen, so zeigte man ihm an, daß die Sache zwar diesmahl nicht geahndet werden solle, aber nur unter der Bedingung, wenn er sich anheischig mache, die übrigen vier Nägel nach der Feste zurück zu bringen. Er ging diese Bedingung ein; allein es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß er sein Versprechen nicht erfüllte. Anstatt die Nägel zu holen, zog er lieber noch desselben Abends mit seiner Familie von dannen, und nahm alle seine Geräthschaften mit sich.

Erst zehn Tage nachher ließ er sich zum ersten Mahle wieder bei uns sehn. Er schien etwas mißvergnügt und furchtsam zu sein, hielt es aber doch nicht für dienlich, unsere Freundschaft und Gunst durch Zurückgabe der vier Nägel zu erkaufen. Sowol Herr Banks als auch

Bayerische Staatsbibliothek München

die übrigen Herren thaten sehr kalt und behutsam gegen ihn. Er hielt sich daher auch nicht lange bei uns auf, sondern ging plötzlich wieder weg.

In der Hoffnung, einige Schweine auszuwirken, beschlossen wir, noch einmahl einen Besuch beim Tootahah abzulegen. Die Gesellschaft bestand aus den Herren Banks und Solander, drei andern und mir. Tootahah war unterdeß in eine weit entlegene Gegend gezogen, und wir konnten die Reise dahin nur halb zu Wasser machen. Es wurde daher fast Abend, ehe wir anlangten. Wir fanden ihn in seinem gewöhnlichen Staate, unter einem großen Baume sitzend, und von einer Menge Volks umgeben. Allda überreichten wir ihm unsere Geschenke, welche diesmahl in einem Weiberunterrocke von gelbem wollenen Zeuge und einigen andern Kleinigkeiten bestanden. Er geruhete, dieses Geschenk in Gnaden anzunehmen, und befahl dagegen, daß sogleich ein Schwein geschlachtet und zur Abendmahlzeit für uns bereitet werde, mit dem Zusatz: daß wir morgen noch mehre bekommen sollten. Da es uns aber mehr darum zu thun war, unsere Leute mit Lebensmitteln zu versorgen, als selbst zu schmausen, so bewogen wir ihn, das Schwein am Leben zu lassen, und nahmen bei der Abendmahlzeit mit den Früchten des Landes vorlieb.

Es wimmelte hier von Menschen, die zum Theil in dieser Gegend nicht zu Hause waren, sondern die der Aufenthalt des Tootahah hierher gelockt hatte. Unter diesen befand sich auch die Oberea mit ihrem Gefolge, nebst verschiedenen andern von unserer Bekanntschaft. Da die Nacht jetzt einbrach, so sah sich Jeder nach einem Nachtlager um, weil die Menge der Leute so groß war, daß die Hütten und Kähne sie nicht Alle

Bayerische Staatsbibliothek München

fassen konnten. Oberea bot Herrn Banks ihren Kahn dazu an, und zeigte ihm einen Ort, wo er seine Kleider hinlegen sollte, damit sie ihm nicht gestohlen würden. Dieser folgte ihrem Rathe; sie selbst aber versprach die Kleider zu verwahren, und so schlief Jener ruhig ein. Tootahah selbst hatte sein Nachtlager hart neben ihm in einem andern Kahne genommen.

Gegen 11 Uhr wachte Herr Banks auf, und da er nicht wieder einschlafen konnte, so ging er nach dem Orte, wo er seine Kleider hatte hinlegen müssen, um sich wieder anzukleiden; allein — sie waren weg. Er ging hierauf zu der Schlafstelle der Oberea, weckte sie, und klagte ihr seine Noth. Diese erhob sich den Augenblick, ließ Licht anzünden, und machte in aller Eile die nöthigen Anstalten, um ihm wieder zu dem Seinigen zu verhelfen. Auch Tootahah erwachte darüber, sprang auf, und lief mit der Oberea fort, um den Dieb aufzusuchen. Herr Banks konnte sie nicht begleiten; denn von seinem ganzen Anzuge war ihm fast nichts mehr, als die Beinkleider übrig geblieben, weil er sich, der großen Hitze wegen, aller andern Stücke entledigt hatte. Auch seine Pistolen, sein Pulverhorn und verschiedene andere Dinge, die er bei sich gehabt hatte, waren fort.

Nach Verlauf von einer halben Stunde kamen seine vornehmen Freunde zurück; allein mit leerer Hand. Sie hatten weder den Dieb, noch das Gestohlene, ausfindig machen können. Jetzt fing ihm an, nicht wohl bei der Sache zu Muthe zu werden. Seine Kugelbüchse war ihm zwar geblieben; aber er hatte vergessen, sie zu laden. Wo wir Andern unser Nachtlager genommen hatten, war ihm unbekannt; er konnte also auf keinen Fall seine Zuflucht zu uns nehmen. Er hielt es

indeß für rathsam, seine Besorgniß zu verbergen, und sich ruhiger zu stellen, als er wirklich war. In dieser Absicht bezeigte er dem Tootahah und der Oberea seine Zufriedenheit über die Mühe, die sie sich gegeben hätten, und legte sich wieder nieder, indem er dem Tupia, dem Begleiter der Oberea, seine Kugelbüchse übergab, und ihm auftrug, dafür zu sorgen, daß sie nicht gestohlen werde. Man kann sich indeß leicht vorstellen, daß sein Schlaf unter diesen Umständen wol eben nicht der festeste gewesen sei.

Nicht lange nachher hörte er Tonspiel, und sah nicht weit von seinem Boote Lichter auf dem Lande. Es war eine nächtliche Ergetzlichkeit, welche durch verschiedene Trommeln, Flöten und Singestimmen gegeben wurde. Er hoffte, daß unter der Menge von Menschen, welche von dieser Lustbarkeit herbeigelockt wurden, vielleicht auch wir Andern uns befinden dürften; also stand er auf, und ging dahin. Es gelang ihm, uns zu finden; er lief halb nackend auf uns zu, und erzählte uns sein klägliches Abenteuer. Wir trösteten ihn durch die Nachricht, daß es uns Allen nicht viel besser gegangen sei. Ich selbst nämlich war ohne Strümpfe, die man mir unter dem Kopfe weggestohlen hatte, ungeachtet ich gewiß wußte, daß ich gar nicht eingeschlafen war. Jeder von unsern Reisegefährten hatte von seinen Kleidungsstücken gleichfalls etwas eingebüßt.

So unvollständig indeß unser Anzug auch war, so wollten wir darum doch das Tonspiel nicht versäumen. Dies dauerte ungefähr eine Stunde. Wir begaben uns hierauf wieder zu unsern Ruheplätzen, weil wir einhellig der Meinung waren, daß sich jetzt nichts vornehmen lasse, um unsere Sachen wieder zu bekommen.

Dem Landesgebrauche nach, standen wir gleich, so

wie es Tag wurde, auf; und der erste Mann, den Herr Banks erblickte, war Tupia, welcher mit der ihm anvertrauten Kugelbüchse getreulich auf ihn wartete. Auch Oberea stellte sich ein, und brachte ihm einige, nach hiesiger Landesart gemachte Kleider, um den Mangel seiner eigenen zu ersetzen. In diesem seltsamen, halb Englischen und halb Indischen Anzuge kam er zu uns. Doktor Solander, den wir bei dem nächtlichen Vergnügen allein vermißt hatten, stellte sich am spätesten ein. Dieser hatte das Glück gehabt, in einer weit entlegenen Hütte von ehrlichern Leuten aufgenommen zu werden, bei welchen er um nichts gekommen war.

Sobald Tootahah sich bei uns einfand, lagen wir ihm ernstlich an, daß er uns unsere Kleider wieder schaffen solle; allein umsonst! Weder Er, noch Oberea, wollten sich bewegen lassen, die geringsten Maßregeln deßhalb zu nehmen. Wir konnten daher nicht umhin, auf den Argwohn zu gerathen, daß sie an dem Diebstahle Theil genommen haben möchten.

Als wir endlich alle Hoffnung, das Gestohlene wieder zu bekommen, aufgegeben hatten, schränkten wir uns zuletzt darauf ein, uns die versprochenen Schweine auszubitten. Allein es ging uns hiebei nicht besser, als bei unsern Sachen; denn wir bekamen nichts. Nachdem wir den ganzen Morgen vergebens damit zugebracht hatten, um die Erfüllung des gestrigen Versprechens anzuhalten, sahen wir uns endlich genöthiget, mit dem einzigen Schweine, daß wir am vorhergehenden Abend vom Fleischer und Koche gerettet hatten, unsern Rückweg anzutreten, welches aber freilich nicht in der besten Laune geschah.

Unterweges hatten wir das Vergnügen, die Geschicklichkeit einiger Indischen Schwimmer zu bewun-

dern, die in der That unbeschreiblich groß war. Zehn bis zwölf Indier spielten und gaukelten schwimmend an einer Stelle des Strandes, wo die Brandung so hoch ging und so fürchterlich tobte, als ich es je an irgend einem andern Orte gesehen hatte. Mitten in diesen fürchterlichen Wogenbruch sprangen sie scherzend, wie etwa Knaben von einer Anhöhe herab in den Schnee zu springen pflegen, und ließen sich von der Gewalt der kämpfenden Wellen bald pfeilschnell dahin reißen, bald in die Höhe schleudern, bald wieder in den Abgrund versenken. Dieses bewundernswürdige Schauspiel sahen wir über eine halbe Stunde lang, mit Erstaunen über die unbegrenzten Fähigkeiten der menschlichen Natur, an, die, bei hinlänglicher Uebung, es in jeder Art von Geschicklichkeit bis zum Bewundernswürdigen zu bringen, und beinahe das Unmögliche selbst möglich zu machen weiß. Schande über den Trägen, der, wie jeder andere unverkrüppelte Mensch, tausend hohe Anlagen und Fähigkeiten besitzt, ohne eine einzige derselben bis zur Vollkommenheit auszubilden, ohne in einer einzigen Kunst oder Wissenschaft nach dem Gipfel der Vortrefflichkeit zu streben! Ich hoffe, daß kein einziger meiner jungen Leser zu dieser unrühmlichen Klasse von Menschen sich gern möchte zählen lassen; und ich glaube daher, nicht erst nöthig zu haben, sie durch das Beispiel dieser Indier zu erinnern, wie weit man es durch Lust und Anstrengung in jeder Art von Fertigkeit bringen könne, wenn man sich einmahl festen Sinnes vorgenommen hat, in Dem, was man treibt, nicht mittelmäßig bleiben zu wollen.

10.

Sternkundige Beobachtungen. Ein Indisches Leichenbegängniß. Etwas von der Kochkunst dieses Landes.

Da nunmehr der Tag herannahete, an welchem der Wandelstern Venus vor der Sonnenscheibe vorbeigehen sollte, welches man den Durchgang der Venus durch die Sonne nennt, so machten wir uns bereit, die Hauptabsicht unserer Reise zu erfüllen, und über diese Begebenheit am Himmel gehörige Beobachtungen anzustellen. Wir hielten für rathsam, daß außer Herrn Green und mir, die wir unsere Stellung auf der Sternwarte in der Feste nehmen wollten, noch zwei andere Parteien in verschiedene Gegenden ausgesandt würden, damit, wenn etwa die Wolken uns an dem einen Orte hinderlich wären, doch Einige von uns an einem andern Orte glücklicher sein möchten. Zu dem Ende wurde Herr Hicks, mein erstèr Lieutenant, nebst einigen Andern, in eine östliche Gegend der Insel abgeordnet; einer andern Partei hingegen, welche Herr Gore, mein zweiter Lieutenant, anführte, wurde eine nach Westen gelegene Insel, von dem Kap. Wallis die Yoriks-Insel, von den Eingebornen hingegen Imao genannt, zum Beobachtungsplatz angewiesen. Zu dieser letzten Partei gesellte sich auch Herr Banks. Wir waren mit den Bewohnern dieser Insel schon auf Otaheite bekannt geworden, und hatten beiläufig von ihnen erfahren, daß in der Nachbarschaft umher noch 22 andere Inseln gezählt würden.

Nachdem beide Parteien mit Werkzeugen gehörig versehen waren, trat jede derselben den Weg nach dem Orte ihrer Bestimmung an. Tubourai Tamaide und

seine Gemahlinn Tomio, nebst einigen Indiern, schiff- ten sich mit Denen ein, welche nach der Insel Imao gingen.

Man fand daselbst eine freundschaftliche Aufnahme. Indeß nun Diejenigen, welche die Beobachtungen anstellen sollten, sich dazu anschickten, wünschte Herr Banks ihnen zu ihrem Vorhaben Glück, und begab sich fort, um die Erzeugnisse der Insel zu untersuchen und Lebensmittel einzukaufen. Während des Handels sah er zwei Kähne herbeirudern, und hörte von den Eingebornen, daß ihr König Tarrao darin befindlich sei, und ihn zu besuchen komme. Das Volk stellte sich hierauf in zwei Reihen, von dem Landungsorte bis zum Handelsplatze, und Se. Majestät, nebst Dero Schwester, welche Nuna hieß, traten ans Land. Herr Banks ging ihnen entgegen, und führte sie mit großer Feierlichkeit in den Kreis, den er, um nicht gedrängt zu werden, um sich her gezogen hatte. Weil es unter diesen Völkern gebräuchlich ist, alle ihre Unterredungen sitzend zu halten, so wickelte Herr Banks einen von Indischem Zeuge gemachten Turban, den er statt des Hutes trug, auseinander, breitete denselben auf den Boden aus, und ließ die Gesellschaft sich darauf niedersetzen. Dann wurden ihm die königlichen Geschenke gebracht, die in einem Schweine, einem Hunde und in Früchten bestanden. Er selbst schenkte Sr. Majestät dagegen ein Beil, ein Hemde und einige Glaskorallen; ein Geschenk, welches mit besonderm Wohlgefallen aufgenommen wurde.

Nachher führte Herr Banks seine vornehmen Gäste nach der Sternwarte, zeigte ihnen den Wandelstern auf der Sonne, und versuchte, ihnen zu verstehn zu geben, daß er und seine Gefährten in der Absicht aus ihrem

Vaterlande hierher gekommen wären, um dies zu beobachten. Wie wenig die Indier begreifen konnten, was für einen Nutzen man sich davon verspreche, läßt sich denken. Den übrigen Theil des Tages brachte Herr Banks mit Untersuchung der Landeserzeugnisse zu, welche mit der auf Otaheite größtentheils von einerlei Beschaffenheit waren. Am folgenden Morgen brachen sie die Gezelte wieder ab, und langten noch vor Abends wieder bei der Feste an.

Zu unserer unbeschreiblichen Freude war die Beobachtung an allen dreien Orten mit dem glücklichsten Erfolge von Statten gegangen, weil der Himmel uns einen sehr heitern Tag dazu schenkte. Eine Beschreibung davon gehört nicht hieher.

Einige Tage danach hatten wir Gelegenheit, dem Leichenbegängnisse einer alten Frau von Stande beizuwohnen, welche eine Verwandtinn der Tomio war. Wir wurden dabei in der Meinung bestärkt, daß diese Leute, dem jetzigen Gebrauche aller bekannten Völker zuwider, ihre Todten niemahls begraben. In der Mitte eines kleinen Vierecks, das mit einem artigen Gitter von Indischem Rohre umgeben war, wurde das Wetterdach eines Kahns über Pfosten ausgebreitet, und unter demselben die Leiche auf einem Gerüste niedergelegt. Sie war mit feinem Tuche bedeckt. Neben ihr wurden Brotfrüchte, Fische und andere Lebensmittel hingelegt, und Tubourai berichtete uns, daß diese Speisen ein Opfer für ihre Götter sein sollten. Sie glauben indeß nicht, daß die Götter essen, sondern das Opfer soll bloß ein Merkmahl ihrer Ehrfurcht und Dankbarkeit sein. Neben der Leiche lagen unzählig viele Stückchen Tuch, in welchen die Zähren und das Blut der Leidtragenden waren aufgefangen worden; denn bei jedem Anfall einer

lebhaften Traurigkeit ist es, wie ich schon oben erzählt habe, durchgehends unter ihnen gebräuchlich, sich mit einem spitzigen Seehundszahne zu verwunden.

In einer kleinen Entfernung von der Leiche waren, für eine gewisse Zeit lang, zwei Wohnungen aufgerichtet, die eine für verschiedene Anverwandte der Todten, die andere für den vornehmsten Leidtragenden, welcher allemahl eine Mannsperson ist. Dieser ist in einen sehr sonderbaren Anzug eingehüllt, und verrichtet eine Feierlichkeit, die weiter unten beschrieben werden wird. Erst dann, wenn der Leichnam völlig verweset ist, werden die übrig gebliebenen Gebeine desselben, nahe bei diesem Orte, in die Erde begraben.

Um allen Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses beiwohnen zu dürfen, mußte Herr Banks sich unter die Leidtragenden aufnehmen lassen, und sich entschließen, Alles selbst mitzumachen, weil man ihm sagte, daß er unter keiner andern Bedingung dabei zugegen sein könne. Er begab sich also des Abends nach dem Orte, wo der Leichnam lag. Hier empfing ihn die Tochter der Verstorbenen, in Gesellschaft von verschiedenen andern, zu dieser Feierlichkeit gehörigen Personen, unter welchen sich auch ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren befand. Tubourai sollte der vornehmste Leidtragende sein. Er erschien daher ganz vermummt, in einer auszeichnenden und höchst seltsamen Kleidung. Herr Banks mußte sich ganz ausziehn, und statt seiner Europäischen Kleider wickelte man ihm ein schmales Stück hiesiges Zeuges mitten um den Leib, und färbte ihn hierauf von den Füßen bis an die Schultern mit Kohlen und Wasser so lange, bis er über und über pechschwarz war.

Die nämliche Umbildung nahm man noch mit verschiedenen andern Personen vor, unter welchen auch

einige Frauenzimmer waren. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Tubourai murmelte bei dem Leichnam etwas her, welches ein Gebet sein mochte, und machte es noch einmahl so, als er an sein eignes Haus gekommen war. Der Zug ging hierauf unserer Feste vorbei.

So wie er sich einem Orte näherte, wo Indier versammelt waren, flohen sie auf das eilfertigste von dannen, und versteckten sich in der Waldung. Auch die Bewohner derjenigen Häuser, welchen das Trauergeleite vorbeiging, verließen dieselben, und krochen in irgend einen Schlupfwinkel, wo sie nicht gesehen werden konnten. Während der ganzen Feierlichkeit, die über eine halbe Stunde dauerte, ließ sich kein Einziger von ihnen wieder sehen. Das Amt, welches Herr Banks und außer ihm noch zwei Indier dabei versahen, wurde das Amt eines Niniveh genannt, und bestand darin, daß sie, wenn die Einwohner derjenigen Gegenden, durch welche der Zug ging, entflohen waren, zu dem vornehmsten Leidtragenden kamen, und zu ihm sagten: imatata, es ist Niemand da. Nach vollendeter Feierlichkeit wurde die Gesellschaft entlassen. Jeder wusch sich hierauf im Flusse, und legte hernach seine gewöhnlichen Kleider wieder an.

Unser friedlicher und vertrauter Umgang mit den Indiern wurde von Zeit zu Zeit durch kleine Diebereien unterbrochen, die ich um der Folge willen, welche meine Nachsicht hätte haben können, unmöglich ungeahndet lassen konnte. Aber mit eben der Strenge, mit welcher ich in dergleichen Fällen zu verfahren mich gezwungen sah, bestrafte ich auch diejenigen unter meinen eigenen Leuten, die sich einer Ungerechtigkeit gegen die Indier schuldig machten. So beschwerten sich eines Ta-

ges etliche von den Eingebornen bei mir, daß zwei von den Bootsleuten ihnen einen Bogen und einige Pfeile, ingleichen einige Schnüre geflochtenes Haares weggenommen hätten; und ich untersuchte die Sache auf der Stelle. Da ich nun die Anklage gegründet fand, so ließ ich einen Jeden von den Verbrechern mit 24 Hieben bestrafen.

Seit dem oben beschriebenen nächtlichen Abenteuer, wobei wir einen Theil unserer Kleidungsstücke einbüßten, waren nun schon über vierzehn Tage verflossen, ohne daß Frau Oberea sich bei uns sehen ließ. Jetzt stellte sie sich wieder ein, brachte uns aber von den gestohlenen Sachen nichts zurück. Sie schob die Schuld auf ihren Freund Obadee, von dem sie versicherte, daß sie ihn geschlagen habe, worauf er mit den Sachen davon gegangen sei. Man sah es ihr dabei an, daß sie selbst fühlte, wie wenig Glauben diese Ausrede fand. Indeß unterdrückte sie ihre Verlegenheit, und gab mit ungemeiner Dreistigkeit zu verstehen, daß sie ihr Nachtlager diesmahl in der Feste zu nehmen gedenke. Dieses wurde ihr aber rund abgeschlagen, um ihr kein Geheimniß daraus zu machen, daß wir ihr nicht trauten. Sie ging hierauf mit sichtbaren Merkmahlen des Verdrusses fort, und übernachtete in ihrem Kahne.

Indeß kehrte sie am folgenden Morgen zurück, und überließ sich mit einer gewissen zuversichtlichen Größe des Geistes, die unsere Bewunderung erregte, unserer Gewalt. Um den Anfang mit einer Aussöhnung zwischen ihr und uns zu machen, schenkte sie uns ein Schwein, einen Hund und verschiedene andere Sachen. Wir hatten seit kurzen erfahren, daß die Indier das Fleisch ihrer Hunde für eine leckere Speise halten, und es dem Schweinefleische vorziehn. Es kam uns daher

die Lust an, selbst einmahl einen Versuch zu machen, und Tupia übernahm das doppelte Amt eines Fleischers und eines Kochs, wobei er auf folgende Weise zu Werke ging.

Er nahm den Hund, welcher sehr feist war, und hielt ihm mit beiden Händen Mund und Nase so fest zu, daß er ersticken mußte. Dieses Hinrichten dauerte eine gute Viertelstunde. Unterdeß war ein Loch in die Erde gegraben, das ungefähr einen Fuß tief sein mochte. In demselben zündete man ein Feuer an, und legte einige kleine Steine schichtweise zwischen das Holz, um sie recht durchzuheizen. Hierauf wurde der Hund über das Feuer gehalten, und, nach abgesengtem Haar, mit einer Muschelschale rein abgeschabt. Man schnitt ihn alsdann mit der nämlichen Muschel auf, nahm das Eingeweide heraus, und ließ es in der See so lange waschen, bis es völlig rein geworden war. Dann legte man es, zusammt dem aufgefangenen Blute des Thiers, in Kokosschalen.

Sobald das Loch gehörig durchgeheizt war, wurde das Feuer herausgenommen, und von den heißgemachten Steinen eine Unterlage gemacht. Diese wurde mit frischem Laube bestreut und auf dasselbe der Hund, nebst dem Eingeweide, gelegt. Darüber machte man wieder eine Lage von Blättern, und über diesen eine zweite Lage von heißgemachten Steinen, worauf man das ganze Loch mit Erde zuschüttete.

In diesem Zustande blieb der Braten beinahe vier Stunden lang. Dann wurde er herausgenommen und aufgetischt. Wir aßen davon, und fanden das Gericht nicht nur vortrefflich durchgebraten, sondern auch von ungemein gutem Geschmacke. Man muß aber wissen, daß diese Hunde nur mit Brotfrucht, Kokosnüssen und

anderer dergleichen Nahrung aus dem Pflanzenreiche gefüttert werden. Alles andere Fleisch, welches die Eingebornen essen, so wie auch ihre Fische, werden auf dieselbe Art gebraten.

Am 21sten des Sommermonds besuchte uns ein Oberhaupt, Namens Oamo, den wir noch nicht gesehen hatten, der aber in keinem geringen Ansehen unter ihnen stehen mußte, wie wir aus der allgemeinen Ehrfurcht schließen konnten, welche ihm erwiesen wurde. Er hatte einen Knaben und ein junges Frauenzimmer bei sich: jener mochte ungefähr 7, dieses 16 Jahre alt sein. Der Knabe wurde von einem Manne auf dem Rücken getragen, welches vermuthlich eine Art von Staat war, weil er eben so gut, als die Uebrigen, zu Fuß gehen konnte.

Sobald man den Oamo ankommen sah, gingen Oberea und verschiedene Andere ihm entgegen, nachdem sie vorher den Kopf und den Oberleib entblößt hatten. Ebendiese Feierlichkeit nahmen auch alle übrige, außerhalb der Feste befindliche Indier vor. Das Entblößen des Leibes muß also hier, wie bei uns das Entblößen des Kopfes, ein Zeichen von Achtung und Ehrerbietung sein.

Das Oberhaupt kam ins Gezelt; allein das junge Mädchen und der Knabe wurden von dem Volke zurückgehalten; und als Herr Solander den Letzten bei der Hand nahm und ihn hereinführte, so bezeigten die Indier ihre Unruhe darüber, und sorgten dafür, daß er sogleich wieder hinausgebracht wurde.

Dies Betragen erregte unsere Neugier. Wir forschten also nach, wer diese Leute seien? und zogen darüber folgende Erkundigung ein. Oamo war ehemahls der Gemahl der Oberea gewesen, hatte sich aber mit

ihrer Einwilligung von ihr geschieden. Das junge Frauenzimmer und der Knabe waren ihre gemeinschaftlichen Kinder. Letzter hieß Terridiri, und war der nächste Thronerbe; seine Schwester war zu seiner künftigen Gemahlinn bestimmt, weil nach den Sitten der Indier Bruder und Schwester einander heirathen können. Der wirkliche König war zur Zeit unsers Hierseins auch noch ein Knabe; und Tootahah, sein Vormund, verwaltete die Regierung in seinem Namen, ungeachtet er noch einen Vater, Namens Wappai, im Leben hatte. Oamo, Tootahah und Wappai waren Brüder.

Meine jungen Leser werden sich wundern, wie ein Knabe bei Lebzeiten seines Vaters König sein konnte; ich muß daher sagen, wie das zusammenhängt. Nach den Sitten dieses Landes erbt der Sohn des Königs, sobald er zur Welt kommt, den Titel und die Gewalt seines Vaters; man wählt alsdann einen Regenten, der die Regierung für ihn verwalten muß, bis er selbst das gehörige Alter erreicht hat. Gemeiniglich trifft diese Wahl den Vater des Kindes; diesmahl aber hatte man den Tootahah, den Onkel des Kleinen, vorgezogen, weil sich dieser in einem Kriege besonders hervorgethan hatte.

Oamo schien ein sehr verständiger Mann zu sein. Er that über England und seine Einwohner viele Fragen an uns, die einen fähigen und geübten Verstand verriethen.

11.

Man umschifft die Insel. Beobachtungen, welche man auf dieser Reise anstellte. Abreise von Otaheite.

Um den Umfang, die Küsten und Häfen der ganzen Insel kennen zu lernen und abzuzeichnen, beschloß ich,

sie zu umschiffen. Ich reisete daher den 26sten des Sommermonds, in Herrn Bank's Begleitung, früh um drei Uhr in der Pinasse *) ab. Wir machten diese Reise theils zu Wasser, theils zu Lande, indem wir von Zeit zu Zeit ausstiegen und das Boot dergestalt an der Küste hinfahren ließen, daß wir, so oft wir wollten, es wieder erreichen konnten.

Wir fanden auf dieser Reise, daß das Land aus zwei an einander hängenden Halbinseln, einer größeren und einer kleinern, bestand. Die kleinere hatte ihr eigenes Oberhaupt. Wir machten die Bekanntschaft desselben, und wurden freundschaftlich von ihm aufgenommen. Es war ein alter hagerer Mann, mit einem schneeweißen Kopfe und Barte. Seine Gemahlinn hingegen war eine junge liebenswürdige Person von ungefähr fünf und zwanzig Jahren.

Unter andern Besonderheiten, die uns auf dieser Reise zu Gesicht kamen, sahen wir in einem Hause funfzehn menschliche Kinnbacken, welche an ein halbrundes Brett befestiget waren. Dieser Anblick erregte unsere Neugier; aber alle unsere Nachforschungen blieben dasmahl fruchtlos, weil die Einwohner uns entweder wirklich nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten. In der Folge aber erfuhren wir, daß die Kinnbacken Siegeszeichen seien, und daß man diese hier eben so, wie in Nordamerika die Kopfhäute der erschlagenen Feinde, mitzunehmen und aufzubewahren pflege.

Das Oberhaupt dieser Gegend hieß Mathiabo. Dieser bat sich die Erlaubniß aus, uns begleiten zu dürfen, und erwarb sich bald durch sein dienstfertiges

---

*) Eine Art von großen Böten.

und freundschaftliches Betragen unser ganzes Vertrauen. Nichts desto weniger hatte, er bei einbrechender Nacht, den Reizen eines von uns geliehenen Oberrocks nicht widerstehen können, und war plötzlich damit entflohen. Allein einige ernsthafte Drohungen, welche Alles in Schrecken setzten, und die Anstalt, die wir machten, ihn einzuholen, hatten sich, wie ein Lauffeuer, schnell durch die ganze Gegend verbreitet und ihn bewogen, den Oberrock abzuwerfen. Ein anderer Indier brachte ihn uns hierauf wieder, und die Sache war damit abgethan.

In einer andern Gegend kam uns eine Seltenheit von sonderbarer Art zu Gesicht. Es war die Gestalt eines Mannes, unförmlich aus Weiden geflochten, sonst aber nicht übel gezeichnet. Diese Figur war über sieben Fuß hoch, für ihre Höhe aber etwas zu dick gerathen. Die geflochtenen Weiden machten eigentlich nur das Gerippe des Ganzen aus; die äußere Seite war mit Federn bekleidet, welche das Fleisch und die Haut vorstellten. Am Kopfe hatte die Figur vier hervorragende Beulen, drei vorn, und eine hinten. Wir würden sie Hörner genannt haben; aber die Indier nannten sie, ich weiß nicht warum, kleine Männerchen. Sie sagten uns, dies Bild sei das einzige in seiner Art auf der ganzen Insel. Was es eigentlich vorstellen sollte, das konnten sie uns damahls nicht verständlich machen, weil unsere Indische Sprachkenntniß noch nicht so weit reichte, um ihre Erklärung darüber zu verstehen. In der Folge aber erfuhren wir, daß es eine Vorstellung des Mauwe, eines ihrer Götter vom zweiten Range, sein sollte.

Da wir in dem Gebiete angelangt waren, welches unsern Freunden Oamo und Oberea gehörte, erstaunten wir, ein ungeheures Gebäude vor uns zu sehen, wovon man uns sagte, daß es das Morai dieser bei-

den Indier sei. Morai aber heißt bei ihnen ein Begräbnißplatz, der zugleich zu gottesdienstlichen Handlungen gebraucht wird. Das Gebäude war ganz von Stein, und zwar spitzsäulig aufgeführt. Es ruhete auf einer länglichviereckigen Grundlage, die 267 Fuß lang und 87 Fuß breit war. Die Höhe desselben betrug 44 Fuß. Auf beiden Seiten waren Stufen, aus weißen Korallensteinen verfertiget, welche regelmäßig zu Würfeln gehauen und wohl geglättet waren. Die übrigen Theile dieser Masse (denn sie war nirgends hohl) bestanden aus runden Kieselsteinen, welche gleichfalls bearbeitet zu sein schienen, weil sie in und auf einander paßten. Die Grundlage bestand aus Felsenstücken, welche viereckig gehauen und von ansehnlicher Größe waren.

Ein solcher Bau, ohne eiserne Werkzeuge und ohne Mörtel zur Verbindung der Steine aufgeführt, erregte unser Erstaunen. Die großen Quadersteine mußten aus einer ziemlich weiten Entfernung hergebracht, und die Korallensteine aus der Tiefe des Meers heraufgeholt sein, weil von jenen in dieser und in den benachbarten Gegenden keine gefunden werden, und weil diese sonst nirgends, als auf dem Meeresgrunde, anzutreffen sind. Und gleichwol muß hier Alles durch Menschenhände gehoben und fortgeschafft werden, weil man weder lasttragende und ziehende Thiere, noch Kunstwerkzeuge kennt. Man denke sich nun, was das für Arbeit, Mühe und Zeit kosten mußte! Sowol die Felsenstücke, als auch die Korallensteine mußten mit Werkzeugen von eben der Steinart behauen werden; man denke sich die Langweiligkeit und Mühseligkeit dieser Arbeit! Und doch war der Fleiß und die Geduld dieser Leute damit zu Stande gekommen!

Oben auf dem Gipfel der Spitzsäule stand ein aus

Holz geschnitzter Vogel, und neben demselben lag ein aus Stein gehauener, aber zerbrochener Fisch. Die ganze Spitzsäule schloß die eine Seite eines großen viereckigen Bezirks ein, welcher 360 Fuß lang, 354 Fuß breit, mit flachen Steinen gepflastert und mit einer steinernen Mauer umgeben war. Zwischen dem Pflaster waren hie und da einige von denjenigen Bäumen gepflanzt, welche sie Etoa nennen, und welche man bei allen ihren Begräbnißplätzen zu finden pflegt, vermuthlich weil sie ihnen, wie etwa bei uns die Birke mit herabhangenden Zweigen, ein Sinnbild sind, welches auf die Bestimmung eines solchen Ortes Bezug hat.

In einer kleinen Entfernung von diesem Platze war ein anderer gepflasterter Hof, in welchem kleine Gerüste auf Pfosten ruheten. Diese hielten wir für Altäre, weil man allerhand Lebensmittel darauf zu legen pflegt, die uns Opfer zu sein schienen. In der Folge haben wir gesehen, daß sie ganze Schweine darauf hinlegten. Diesmahl waren nur etwa 50 Schädel von diesen Thieren, nebst einer Menge Hundeschädel, darauf befindlich.

Die Pracht eines Morai wird hier als ein Maßstab des Ranges angesehn, worin der Besitzer desselben steht. Der jetztbeschriebene war daher ein augenscheinlicher Beweis von dem großen Ansehen und der Macht der Oberea, deren Eigenthum er war. Gleichwol schien sie zur Zeit unsers Hierseins lange nicht so viel mehr zu gelten, als damahls, da der Delphin hier vor Anker lag. Jetzt erfuhren wir die Ursache davon; sie war folgende:

Als wir längs der Seeküste hin nach dem eben beschriebenen Morai gingen, lag der ganze Weg dahin voller Menschengebeine, vornehmlich Rippen und Wirbel vom Rückgrate. Wir unterließen nicht, uns zu

erkundigen, was dies zu bedeuten habe; und da erzählte man uns, daß, ungefähr fünf Monate vor unserer Ankunft, das Volk von der südöstlichen Halbinsel in diese Gegend einen Einfall gethan und eine Menge Menschen getödtet habe, deren Gebeine hier noch umherlägen. Bei dieser Gelegenheit hätten Oberea und Oamo, welche damahls statt ihres Sohnes die Regierung verwalteten, ihre Pflicht vergessen, und wären nach den Bergen geflüchtet. Darauf hätten die Sieger alle hier belegenen Häuser in Brand gesteckt und alle Schweine, nebst dem übrigen Vieh, mit sich fortgenommen. Die auf einem Brette befestigten Kinnbacken, deren ich oben erwähnte, wären Denkmähler des Sieges, den die Feinde damahls davon getragen hätten. Dies war also die Ursache, warum man die beiden obgenannten Regenten der höchsten Würde entsetzt hatte.

Also auch hier, wo der Sitz des Friedens und der Glückseligkeit zu sein schien — auch hier Krieg! Also Zwietracht und Krieg überall, wo Menschen sind! Trauriges Loos der Menschheit! Unsere Wanderschaft hienieden ist schon an sich so kurz, ist schon an sich mit so vielen und großen Beschwerden und Mühseligkeiten verbunden; und doch sind wir unverständig genug, sie durch Zank und Streit, durch Krieg und Blutvergießen noch mehr zu verkürzen, und den natürlichen Leiden der Menschheit noch weit größeres, selbstgemachtes Elend hinzuzufügen! O der unbegreiflichen Verblendung! —

Niedergeschlagen durch diese traurige Betrachtung, kehrten wir von hier aus wieder nach der Feste zurück.

Und nunmehr, da wir sowol den Zweck unsers Hierseins, als auch unsere Neugier hinlänglich befriediget hatten, fingen wir an, auf unsere Abreise bedacht zu sein. Wir entwallten daher die Feste, und schafften

unsere Sachen an Bord. Während dieser Arbeit wurden zwei von unsern Seesoldaten vermißt. Nach angestellter sorgfältiger Erkundigung, wurden wir von den Indiern benachrichtiget, daß sie ins Gebirge geflohen und gesonnen seien, auf der Insel zurückzubleiben. Da mir nun sehr daran gelegen war, sie wieder zu bekommen, so schickte ich einen Streifzug aus, um sie aufzusuchen. Ich erklärte mich zugleich gegen verschiedene Oberhäupter, die sich gerade bei uns befanden, und unter welchen auch Tubourai und die Oberea waren, daß sie sämmtlich so lange zur Bürgschaft bei uns bleiben müßten, bis ich meine Flüchtlinge wieder erhalten habe. Sie äußerten hierüber weder Besorgniß, noch Mißvergnügen.

Auch den Tootahah ließ ich mit guter Manier herbeilocken; und da gegen Abend meine Leute noch nicht gefunden waren, so ließ ich die vornehmsten Verhafteten nach dem Schiffe bringen. Dies verbreitete allgemeines Schrecken; und Einige unter ihnen, besonders das Frauenzimmer, druckten ihre Besorgnisse durch die bittersten Thränen aus.

Gegen neun Uhr wurde endlich der Eine von den Flüchtlingen zurückgebracht. Diejenigen, welche ihn uns zuführten, meldeten zugleich, daß der Andere zwar auch gefunden sei, daß man aber sowol ihn als den ausgeschickten Unteroffizier und Korporal so lange als Gefangene zurückbehalten werde, bis Tootahah wieder in Freiheit gesetzt sei.

Ich war nun einmahl schon zu weit gegangen, um jetzt nachgeben zu können. Ich schickte daher augenblicklich den Lieutenant Hicks mit einem starken Zuge aus, um die Gefangenen zu befreien, und verlangte von dem Tootahah, daß er einige seiner Leute mit-

schicken solle, um ihre Auslieferung in seinem Namen zu verlangen. Dies geschah; und so bekam die ausgeschickte Partei ohne allen Widerstand die Gefangenen zurück. Die Entlaufenen gestanden, daß ihre Absicht gewesen sei, auf der Insel zurückzubleiben, weil sie sich hier ein glücklicheres Leben, als in Europa, verheißen hätten.

Zu denjenigen unter den Indiern, die uns besonders ergeben waren, gehörte vornehmlich auch Tupia, der Freund und ehemahlige Staatsminister der Oberea, dessen ich oben schon einigemahl erwähnt habe. Dieser Mann stellte zugleich den obersten Priester seines Volkes vor, und hatte also eine vollkommene Kenntniß von der Glaubenslehre des Landes. Außerdem besaß er Kenntnisse und Erfahrungen in Ansehung der Schiffahrt, und war mit der Zahl und Lage aller benachbarten Inseln wohl bekannt. Oft hatte er schon ein Verlangen geäußert, mit uns fortzureisen; und jetzt kam er mit einem Knaben, der sein Bedienter war, an Bord, und wiederholte seinen Wunsch mit der inständigen Bitte, daß wir ihn erfüllen möchten. Wir begriffen, daß die Gesellschaft eines solchen Mannes uns auf unserer ferneren Reise von großem Nutzen sein könnte, und willigten also freudig ein.

Am folgenden Morgen, als den 13ten des Heumonds 1769, da zu unserer Abreise Alles fertig war, sahen wir das Schiff mit unsern Freunden angefüllt, und von allen Seiten mit Kähnen umgeben. Ich gab Befehl, die Anker zu lichten; und die stille und rührende Betrübniß der Indier brach nunmehr in Thränen aus; das Volk in den Kähnen hingegen erhob um die Wette ein lautes Klagegeschrei, welches wir aber doch

mehr einer Ziererei, als einer wirklichen Betrübniß zuschreiben mußten.

Tupia zeigte bei diesem Auftritte eine wirklich edle Seele, die eben so viel standhafte Entschlossenheit, als warmes Gefühl für seine Freunde verrieth. Er weinte zwar, aber sowol dieses, als auch die Gewalt, die er sich anthat, seine Thränen zurückzuhalten, vermehrten unsere Hochachtung gegen ihn. Er schickte der Potomai, einer Günstlinginn des Tootaha, noch zuletzt ein Geschenk, welches in einem Hemde bestand. Dann kletterte er mit Herrn Banks auf den Mastkorb, um seinen Landsleuten in den Kähnen so lange zuzuwinken, bis sie sich aus ihrem Gesicht verloren.

So nahmen wir Abschied von dieser reizenden und glücklichen Insel, nachdem wir gerade drei Monate lang daselbst verweilt hatten. Unsere Blicke hingen an ihren anmuthigen Küsten, so lange wir sie nur sehen konnten.

12.

Umständlichere Beschreibung der Insel Otaheite, nach ihren Naturgütern, Einwohnern, deren Kleidung, Wohnungen, Speisen, häuslichem Leben und Zeitvertreiben.

Nach unser Aller Urtheil ist diese Insel eins der anmuthigsten und gesegnetesten Länder des Erdbodens. Ein heiterer Himmel, ein milder Himmelsstrich und ein fruchtbarer Boden vereinigen sich, um es zu einem irdischen Paradiese zu machen.

Die Gestalt des Landes ist sehr abwechselnd. Es erhebt sich in Reihen von Bergen, die nach der Mitte der Insel hinlaufen und daselbst zu so hohen Gebirgen emporsteigen, daß man sie in einer Entfernung von zwölf Deutschen Meilen sehen kann. Am Fuße dieser Berge

ist der äußere Rand der Insel rund umher eine schmale Ebene, die bis an die See reicht. Der Boden ist überall — etwa die Gipfel der Berge ausgenommen — sehr fett und fruchtbar, wird von vielen kleinen Bächen vortrefflichen Wassers benetzt, und ist mit allerlei Bäumen bewachsen, welche liebliche Früchte und kühlenden Schatten gewähren.

Das niedrige Land und die Thäler zwischen den Bergen sind stark bevölkert. Tupia, der es wissen konnte, versicherte, die Insel könne 6780 streitbare Männer ins Feld stellen; wonach man sich von der ganzen Bevölkerung einen Begriff machen kann. Die Häuser sind nicht in Dörfer und Flecken zusammengebaut, sondern sie liegen zerstreut umher; und Jeder hat bei seiner Wohnung, zu seinem Nutzen und Vergnügen, eine kleine Waldung.

Die vorzüglichsten Naturgüter dieser Insel sind Brotfrucht, Kokosnüsse, Bananas, Platanen, eine Frucht, die einem Apfel nicht unähnlich und sehr wohlschmeckend ist, Kartoffeln, Kakaonüsse, Zuckerrohr, welches die Einwohner roh genießen, und verschiedene andere, diesem Lande eigenthümliche Früchte und Gewächse, die ich übergehe, weil meine jungen Leser sich doch keine anschauende Vorstellung davon machen könnten. Alle diese Naturgüter, die den Eingeborenen zur Speise und zur Erfrischung dienen, bringt die Erde entweder ganz freiwillig, oder doch bei so geringer menschlicher Mithülfe hervor, daß der Ausspruch: im Schweiße des Angesichts sollst du dein Brot essen, die Bewohner dieser Insel nicht zu treffen scheint. Europäische Gewächse und Früchte findet man hier ganz und gar nicht.

Von zahmen Thieren fanden wir hier nur Schweine,

Hunde und Federvieh; und von wilden Thieren keine andere, als Enten, Tauben, kleine Papageien, einige wenige andere Vögel und Ratzen. Vierfüßiges Wild und Schlangen sind auf der ganzen Insel nicht zu finden. Desto reicher aber ist hier die See an allerlei vortrefflichen Fischen. Diese halten die Eingebornen für die wohlschmeckendste unter allen ihren Speisen; und sie machen daher aus der Fischerei eins ihrer vorzüglichsten Geschäfte.

Sie selbst sind vom größten Europäischen Wuchse. Die Männer sind durchgängig groß, stark, wohlgestaltet und überhaupt ansehnliche Leute. Der größte, den wir sahen, maß 6 Fuß und viertehalb Zoll. Die Frauenzimmer von Stande sind gemeiniglich ebenfalls von mehr als mittler Leibeshöhe; unter dem gemeinen Volke hingegen sind sie eher kleiner, ja einige derselben sehr klein. Dieser Unterschied muß vermuthlich von einer verschiedenen Lebensart in den Jahren der Kindheit und der Jugend herrühren; denn daß die Natur den Vornehmen deßwegen, weil er vornehm ist, größer bilden sollte, als den Geringern, wird hoffentlich wol Niemand einfältig genug sein, zu vermuthen.

Ihre natürliche Farbe ist bräunlich. Diejenigen aber, welche mehr, als Andere, dem Winde und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, waren ungleich brauner. Sie haben dabei eine glatte, sanfte Haut, und ihre Gesichter sind sehr wohlgebildet, nur daß die Nase gemeiniglich ein wenig flach ist. Ihr Auge ist voll Ausdruck; bald sprühet es gleichsam Feuer, bald druckt es wieder sanfte Freundlichkeit und Milde aus. Ihre Zähne sind durchgängig schön, eben und weiß, ihre Haare schwarz, nur etwas grob. Die Männer haben zwar Bärte, aber einen großen Theil davon pflegen sie auszuraufen. In

ihren Bewegungen bemerkt man eben so viele Stärke als Leichtigkeit; ihr Gang ist angenehm, ihr Betragen gegen Fremde und unter einander edel, leutselig und höflich. Außerdem müssen wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß wir sie, ihrer Gemüthsart nach, brav, offenherzig und aufrichtig, ohne Argwohn, ohne Verrätherei, Grausamkeit und Rachsucht fanden. Nur in einem Punkte ließ ihre Sittlichkeit sie durchgängig in Stiche; sie waren nämlich, wie schon oben bemerkt worden, Alle — Diebe.

Es herrscht bei ihnen der Gebrauch, sich den Kopf mit einem aus Kokosnuß gepreßten, und mit allerhand Kräutern vermischten Oel zu salben, welches nichts weniger als wohlriechend ist. Kämme waren ihnen ein unbekanntes Werkzeug zur Reinigung. Sie waren daher auch nicht frei von Ungeziefer; und sowol die Kinder, als auch die gemeinen Leute, pflegten das auf ihren Köpfen gefangene Wildbret aufzuessen. Sie sind übrigens sehr reinlich; und Diejenigen, welchen wir Kämme schenkten, bedienten sich derselben sorgfältig zu ihrer Reinigung.

Den Leib pflegen sie an verschiedenen Stellen auf eine Art zu färben, die sie tättowiren — bepunkten — nennen. Sie bedienen sich dazu eines kleinen, aus Knochen oder Muscheln verfertigten Werkzeuges, welches, gleich einem Kamme, zu lauter spitzigen Zähnen eingekerbt ist. Diese Zähne werden in eine schwarze Farbe von Lampenruß getunkt und auf die Haut gesetzt; alsdann schlagen sie darauf, so daß die Zähne in die Haut dringen und in den dadurch gemachten Löchern unauslöschliche Flecken zurücklassen. Dieser Gebrauch wird an den Kindern verrichtet, wenn sie ungefähr 12 bis 14 Jahr alt sind.

Bei dem weiblichen Geschlechte stellen diese Zierrathen gemeiniglich ein z vor, und sie werden auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, oft auch rings um die äußere Seite des Fußes, angebracht. Außerdem sind beiden Geschlechtern noch verschiedene andere Zeichen an andern Orten eingedrückt, z. B. Vierecke, Kreise, halbe Monde, unförmliche Bilder von Menschen, Vögeln und Hunden. Einige sollten Sinnbilder sein, deren Bedeutung aber für uns ein Geheimniß blieb.

Am freigebigsten sind sie mit diesen Zierrathen gegen denjenigen Theil des Körpers gewesen, der in Europa für den ungeehrtesten gehalten wird. Diesen hat man hier gemeiniglich mit einer dunkelschwarzen Farbe ganz überzogen, und über demselben, bis an die kurzen Rippen, einen Bogen über den andern eingeprägt. Auf diese Bogenlinien ist man hier eben so stolz, als bei uns etwa auf ein Ordenszeichen, und man ist auch eben so bemüht, sie von Andern bemerken zu lassen. Das Gesicht lassen sie ungezeichnet; nur ein einziges Beispiel vom Gegentheil kam uns vor. Uebrigens muß die Verrichtung, wodurch dies Zeichnen geschieht, sehr schmerzhaft sein.

Die Kleidungsstücke dieser Indier sind theils aus feinen Matten, theils aus einem Zeuge verfertiget, dessen Zubereitung weiter unten beschrieben werden soll. Der Matten bedienen sie sich vornehmlich bei Regenwetter. Der weibliche Anzug besteht aus drei oder vier Stücken, deren eins ungefähr 6 Fuß breit und 33 Fuß lang ist. Dieses wickeln sie einigemahl um den Unterleib, und lassen es, gleich einem Unterrocke, bis an die Waden hinabhangen. Die übrigen Stücke, welche etwa 7 und einen halben Fuß lang und 3 breit sind, und deren jegliches in der Mitte einen Einschnitt hat,

legen sie über einander, stecken den Kopf durch das Loch, und lassen die Enden vorn und hinten hinunterhangen, so daß die Arme frei bleiben. Die Kleidung der Männer unterscheidet sich bloß dadurch, daß sie das um die Hüften gewickelte Tuch nicht wie einen Weiberrock hangen lassen, sondern es zwischen den Schenkeln dergestalt zusammen binden, daß es einigermaßen die Form unserer Beinkleider erhält. Diese Kleidungsarten haben Vornehmere und Geringere mit einander gemein; die ersteren unterscheiden sich von den letzteren durch nichts, als durch die Zahl der Kleidungsstücke. In der Hitze des Tages gehen beide Geschlechter beinahe nackt.

Der Kopfputz macht den hiesigen Damen nicht weniger, zu schaffen, als den unsrigen. Er besteht bei ihnen vornehmlich aus feinen geflochtenen Menschenhaaren, die sie in großer Menge und mit vielem Geschmack um den Kopf wickeln. Herr Banks hat Stücke von dergleichen Flechten mitgebracht, welche länger als eine Englische Meile sind, und nirgends einen Knoten haben; und solcher Stücke habe ich oft fünf bis sechs um einen Frauenzimmerkopf gewickelt gesehen; also Flechten, die zusammengenommen über eine Deutsche Meile lang waren.

Zwischen dieses künstlich geflochtene Haar stecken sie allerlei Blumen; so wie die Männer die Schwanzfedern des tropischen Vogels *) aufrecht in ihr Haar, welches sie oft zu einem Büschel auf dem Kopfe zusammengebunden haben, zu stecken pflegen. Beide

*) Eine Art von Vögeln, deren es nur in dem heißen Erdgürtel zwischen den beiden Wendekreisen giebt. Sie gehören zu dem Geschlecht der Gänse.

Geschlechter tragen zwar Ohrgehänge, aber nur an Einem Ohre. Diese bestanden bei unserer Ankunft aus kleinen Stücken von Muscheln oder Steinen, zuweilen aus Beeren, rothen Erbsen oder kleinen Perlen; nachher bedienten sie sich unserer Glaskorallen dazu.

Ihre Wohnungen bestehen bloß aus Pfosten, worauf ein Dach ruhet; und sie dienen ihnen nur zu Schlafzimmern und zum Schirm wider den Regen. Unter einem so milden Himmel bedarf man keines andern Schutzes. Des Nachts dienen ihre Kleider ihnen zum Bette. Die mit Matten belegte Flur des Hauses ist die gemeinschaftliche Lagerstätte der ganzen Familie.

Da diese Häuser durchgängig in einer Waldung angelegt sind, so treten ihre Bewohner aus denselben sogleich in den Schatten, welcher, der dickbelaubten Bäume wegen, hier sehr angenehm und kühlend ist. Diese kleinen Wälder bestehen aus Brotfrucht- und Kokosbäumen, und auf allen Seiten sieht man Pfade, die sich von einem Hause nach dem andern hinschlängeln. Nichts kann in einem so warmen Himmelsstriche angenehmer und anmuthiger sein, als diese Schattengänge. Da die Waldungen ganz ohne Gesträuch sind, so wird der Durchzug der Luft um so weniger gehindert, und der Schatten ist desto kühler. Auch in den Häusern, welche keine Seitenwände haben, sondern auf allen Seiten offen sind, genießt man dieser Annehmlichkeit.

Die Kochkunst ist hier sehr einfach. Man kennt nur zweierlei Arten, das Fleisch durch Feuer gar zu machen, nämlich das Braten und Backen. Erstes geschieht hier, wie anderwärts, und von dem letzten ist die Beschreibung schon oben gegeben worden. Das Sieden in Töpfen ist ihnen völlig unbekannt; sie wissen

daher auch nichts von gekochten Brühen und heißen Getränken; und wohl ihnen, daß diese Mittel zur Erschlaffung ihnen unbekannt sind! Ihr gewöhnliches Getränk ist kaltes Wasser und der Saft aus Kokosnüssen. Die Kunst, starke Getränke durch Gährung zuzubereiten, schien ihnen glücklicherweise gleichfalls unbekannt zu sein; indeß haben wir nachher erfahren, daß sie ein gewisses berauschendes Getränk aus den Blättern einer Pflanze, die sie Ava ava nennen, und welche bei unserm Hiersein noch nicht völlig herangewachsen war, zuzubereiten wissen. In diesem Getränke sollen sich aber nur die Standespersonen berauschen, die es vor dem Frauenzimmer sorgfältig zu verwahren suchen.

Es ist unglaublich, was für eine Menge von Speisen diese Leute auf einmahl zu sich nehmen. Ich habe gesehen, daß ein Mann zwei oder drei Fische, so groß als ein Baars, drei Brotfrüchte, jede größer als zwei Fäuste, funfzehn Platanen oder Bananas, jede sechs bis sieben Zoll lang und vier bis fünf Zoll im Umfange, und beinahe ein Quartmaß voll gekneteter Brotfrucht, die eben so nahrhaft ist, als der dickste Fladen, bei einer Mahlzeit gegessen hat. Dies ist etwas so Außerordentliches, daß man es kaum glauben würde, wenn ich mich nicht auf das Zeugniß der Herren Banks und Solander, welche, nebst verschiedenen andern Herren, Augenzeugen davon waren, berufen könnte.

Sehr sonderbar ist es, daß diese Leute, welche sonst so gern in Gesellschaft ihrer Weiber sind, sich gerade bei den Mahlzeiten allemahl von ihnen absondern. Wir haben uns oft bemüht, die Ursache dieses seltsamen Gebrauchs zu erforschen; aber wir erhielten nie eine befriedigendere Antwort, als diese: sie äßen allein, weil es sich so schicke. Die Macht der Gewohnheit war in

diesem Punkte so groß bei ihnen, daß sie das äußerste Mißfallen, ja sogar einen Ekel bezeigten, wenn sie hörten, daß wir in Europa mit unsern Weibern nicht nur zusammen, sondern auch von einerlei Speisen essen.

Jeder speist bei ihnen allein. Sogar zwei Brüder und zwei Schwestern haben jedes seinen eignen Korb und sein eignes Geschirr bei der Mahlzeit. Wenn sie uns in unsern Gezelten besuchten, brachte jedes seinen Korb mit; und wann wir uns zu Tische setzten, gingen sie hinaus, setzten sich 6 bis 9 Fuß weit von einander auf den Boden nieder, kehrten einander den Rücken zu, und verzehrten ihre Mahlzeit, ohne ein einziges Wort mit einander zu wechseln.

Diese Mode, abgesondert zu speisen, war noch mit andern Grillen verbunden, von welchen wir die Ursache und Absicht eben so wenig erforschen konnten. Wir konnten z. B. nie eine oder mehre von den Frauenspersonen bewegen, an unserer Tafel und in Gesellschaft mit uns zu speisen; und doch gingen ihrer fünf oder sechs ohne Bedenken mit einander in die Zimmer der Bedienten, und aßen daselbst mit guter Eßlust von Allem, was sie vorfanden. Das Sonderbarste hierbei war, daß sie gar nicht in Verlegenheit geriethen, wenn etwa von uns Andern Einer, während einer solchen Mahlzeit, ins Zimmer trat. Nur einige Mahl glückte es uns, ein Frauenzimmer zu überreden, in unserer Gesellschaft mit zu essen; allein sie äußerte auch jedesmahl die größte Besorgniß, daß man es erfahren möchte, und gab zu verstehen, daß ihr dieses sehr unangenehm sein würde. Auch konnte man sie hierüber nicht anders, als durch die höchsten Betheurungen der Verschwiegenheit zufrieden stellen.

Das Allerseltsamste hiebei ist, daß die Speisen für jedes Geschlecht auch besonders zubereitet werden müssen, und daß den Weibern nicht erlaubt ist, von solchen Gerichten zu essen, welche für die Männer zugerichtet sind. Für jene werden vielmehr eigene Knaben gehalten, die ihnen ihren Antheil an den Speisen besonders zurecht machen müssen. Diese bringen sie ihnen dann, wenn sie fertig sind, an einen besondern Ort hin, und warten ihnen während der Mahlzeit auf.

Daß die ganz Vornehmen unter ihnen das Essen und Trinken nicht selbst verrichten, sondern sich, wie kleine Kinder, füttern lassen, ist schon oben erzählt worden.

Nach der Mahlzeit und während der Tageshitze pflegen die Leute von mittlerem Alter und von einigem Ansehn zu schlafen. Sie sind überhaupt äußerst träge, und essen, trinken und schlafen macht fast die einzige Beschäftigung ihres Lebens aus. Doch sind etwas ältere Leute unter ihnen nicht ganz so schläfrig, und die Jugend ist, der natürlichen Munterkeit dieses Alters wegen, gleichfalls weniger geneigt dazu.

Von den Zeitvertreiben dieser Indier ist schon oben etwas angeführt worden. Dazu gehört, außer dem Tonspiel und dem Tanze, auch das Ringen, das Bogenschießen und das Lanzenwerfen. Ihre Flöten sind aus Rohr gemacht, und werden nicht mit dem Munde, sondern mit den Nasenlöchern geblasen. Ihre Trommeln bestehen aus einem hohlen Stück Holz, mit einer Seehundshaut überzogen. Sie schlagen nicht mit Stöcken, sondern mit den Händen darauf. Zu diesen Werkzeugen singen sie Lieder, welche jedesmahl aus dem Stegreif gemacht werden. Dergleichen Verse singen sie auch oft ohne Tonspiel zum Zeitvertreibe, wenn sie allein oder

bei ihrer Familie sind; besonders ist die Dunkelheit des Abends dieser Ergetzlichkeit geweihet.

Selten vergeht zwischen Sonnenuntergang und ihrem Schlafengehen mehr als eine Stunde. Sie bedienen sich alsdann eines Lichts, welches sie aus den Kernen einer gewissen ölreichen Nuß verfertigen. Diese reihen sie auf einen langen und dünnen Holzsplitter, welcher die Stelle des Dochtes vertritt. Wenn dann die oberste Nuß angesteckt wird, so wird eine nach der andern, zugleich mit dem Splitter, woran sie stecken, von der Flamme langsam verzehrt.

Durch Eine Tugend zeichnen sich diese Leute ganz besonders aus; das ist die Reinlichkeit. Sie baden sich Tag vor Tag am ganzen Körper dreimahl in fließendem Wasser, des Morgens, des Mittags und des Abends; und während der Mahlzeit waschen sie sowol die Hände als auch den Mund, beinahe zwischen jedem Bissen. Eben so reinlich halten sie auch ihre Kleider. Man hat daher auch im größten Gedränge des Volks keine andere Unbequemlichkeit, als die Hitze, auszustehn; welches vielleicht mehr ist, als von irgend einer der feinsten zahlreichen Versammlungen in Europa gesagt werden kann.

13.

Von den künstlichen Handarbeiten, den Böten und der Schiffahrt von Otaheite; von der Sprache, Arzeneikunst, Religion und Regierungsform dieses Landes.

Ich habe schon einige Mahl eines Zeuges erwähnt, welches die Bewohner dieser Insel zu verfertigen wissen; und hier ist nun der Ort, meinen Lesern einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie sie das-

selbe, ohne alle Werkzeuge zum Spinnen, Haspeln und Weben, zu Stande zu bringen wissen.

Sie bedienen sich dazu der Rinde dreier Bäume, des Chinesischen Papiermaulbeerbaums, des Brotfruchtbaums und eines dritten, welcher den westindischen wilden Feigenbäumen gleicht. Wenn diese Bäume die erfoderliche Größe haben, d. i. wenn sie 6 bis 8 Fuß hoch geworden sind, so hebt man sie aus, und hauet die Zweige, sammt der Krone und den Wurzeln, ab. Dann wird die Rinde dieser jungen Stämme aufgeritzt, abgelöst und, um erweicht zu werden, in fließendes Wasser gelegt. Nach einer gewissen, zum Erweichen nöthigen Zeit gehen die Mädchen nach dem Bache, setzen sich in dem Wasser nieder, und lösen die innere Haut von der äußeren grünen Schale ab. Nur die erste, welche aus feinen Fasern besteht, wird gebraucht, die letzte weggeworfen.

Diese abgeschabten Fasern werden am Ufer auf Platanenblättern in Reihen ausgebreitet, die einige dreißig Fuß lang und einen Fuß breit sind. Zwei oder drei solcher Lagen werden auf einander gelegt, und man sieht dahin, daß sie überall von gleicher Dicke sind. So bleiben sie die Nacht über liegen. Am folgenden Morgen, wenn das Wasser abgelaufen ist, sind die Fasern der ganzen Masse durch einen klebrigen Saft, den sie enthalten, dergestalt an einander geklebt, daß das Ganze in einem Stücke von dem Boden aufgenommen werden kann.

Man hat unterdeß ein hölzernes Gerüst bereitet, worauf die Masse gelegt und von den Mädchen mit einem gewissen Werkzeuge geschlagen wird, welches ungefähr einen Fuß lang, drei Zoll dick und viereckig ist. Die Seiten dieses Werkzeuges sind gereift, und

zwar so, daß die der Länge nach hinlaufenden Reifen auf der ersten Seite weit und tief, auf den übrigen Seiten aber stufenweise immer enger und feiner sind. Die feinsten Reifen der letzten Seite sind ungefähr so weit, daß man einen Faden Nähseide hinein legen könnte.

Nun wird zuerst mit der gröbsten Seite dieses Werkzeuges, und zwar nach dem Zeitmaße geschlagen, dann mit der zweiten, mit der dritten und endlich mit der vierten Seite. Während dieses Klopfens dehnt die Masse sich aus, die Fasern fügen sich genauer an einander, und die Reifen des Werkzeuges drucken sich dergestalt darauf aus, daß es das Ansehen hat, als wenn das Zeug aus gesponnenen Fäden gewebt wäre. Wenn es mit der feinsten Seite des Klöpfels geschlagen worden, ist es so dünn, als unser Nesseltuch, und wird alsdann in der Luft gebleicht, oder auch sofort getragen und durch Waschen weiß gemacht.

Will man stärkeres Tuch daraus machen, so legt man zwei oder drei Stück von dieser Waare der Länge nach auf einander, und klopft sie von neuen auf die jetzt beschriebene Weise. Dann fügen sie sich unter dem Klopfen in einander, und es entsteht ein Zeug, welches ungefähr so dick als feines Tuch ist.

Die Farben, welche sie diesem Zeuge zu geben wissen, sind vorzüglich roth und gelb. Ihre rothe Farbe ist besonders schön, und ich darf sagen, daß sie glänzender und feiner ist, als irgend eine, die wir in Europa kennen. Unsere feinste Scharlachfarbe kommt ihr noch am nächsten. Sie besteht aus einer Vermischung des Saftes zweier Pflanzen, wovon jede allein genommen, nicht das geringste von dieser Farbe

zu enthalten scheint. Von der einen Pflanze gebraucht man die Frucht, von der andern die Blätter dazu. Die gelbe Farbe wird aus der Wurzel einer dritten Pflanze gezogen.

Eine anderweitige beträchtliche Handarbeit auf Otaheite besteht in der Verfertigung der Matten von verschiedener Art, deren einige ungemein fein, und in jedem Betrachte besser sind, als diejenigen, welche man in Europa zu machen versteht. Die gröbere Art dient ihnen zum Nachtlager, die feinern hingegen gebrauchen sie zu Kleidern in der Regenzeit. Auf die letzte verwenden sie viel Fleiß, und die schönste Gattung derselben, welche aus den Blättern eines gewissen Baums gemacht wird, ist überaus weiß und glänzend.

Noch sind diese Leute sehr geschickt in geflochtener Korbarbeit. Diese verfertigen sie nach unzähligen Mustern, und zwar größtentheils ungemein zierlich und geschickt. Im Nothfalle machen sie große und kleine Körbe in Zeit von wenigen Minuten aus Kokosblättern. Die Weibspersonen pflegten des Morgens, sobald die Sonne etwas hoch gestiegen war, sich aus dergleichen Blättern Sonnenhüte in so kurzer Zeit und mit so geringer Mühe zu verfertigen, daß sie es nicht der Mühe werth hielten, sie länger als einen Tag zu gebrauchen, sondern sie am Abend wegwarfen, um sich am folgenden Morgen neue zu flechten.

Auch Stricke und Schnüre weiß man hier, von der Dicke eines Zolls bis zu der Feinheit eines Bindfadens, aus der Rinde eines Baums zu verfertigen. Aus den Schnüren knüpfen sie ihre Fischnetze. Auch aus den Fasern der Kokosnuß verfertigen sie ein Garn zu verschiedenem Gebrauche, besonders zur Befestigung der einzelnen Theile, aus welchen ihre Kähne

bestehen. Aus einer nesselartigen Staude wissen sie die besten Angelschnüre von der Welt zu drehen, welche die stärksten Fische nicht zu zerreißen im Stande sind. Auf die Fischerei verstehen sie sich überhaupt so gut, und die Werkzeuge, die sie dazu gebrauchen, sind so künstlich erdacht, und werden mit so vieler Geschicklichkeit von ihnen angewandt, daß wir sie deßwegen nicht genug bewundern konnten.

Alle ihre Werkzeuge bestehen aus einem steinernen Beile, einem knöchernen Meißel, der gemeiniglich aus dem Armbeine eines Mannes, von der Hand bis zum Elbogen, gemacht ist, aus einer Raspel von Korallen, und aus einer Feile, wozu sie sich der scharfen Haut eines Fisches und des Korallensandes bedienen. Damit bauen sie Häuser und Kähne; damit behauen sie die Steine; damit fällen, spalten, schnitzeln und glätten sie ihr Bauholz.

Sie haben zweierlei Arten von Kähnen, deren eine Ivahahs, die andere Pahies genannt wird. Die ersten sind bis auf 72 Fuß lang, aber größtentheils nur einen, selten zwei Fuß breit. Sie bedienen sich derselben theils zum Gefecht, theils zum Fischen, und theils zu kleinen Reisen nach den benachbarten Inseln. Die zum Kriege bestimmten Kähne laufen niemahls einzeln aus, sondern es werden ihrer je zwei und zwei durch starke Stangen an einander gebunden, doch so, daß sie etwa drei Fuß von einander bleiben. Ueber diesen Stangen wird auf dem Vordertheile der Kähne ein Gerüst angelegt, welches auf Pfosten ruht, die ungefähr 6 Fuß hoch sind. Auf diesem Gerüste stehen dann die Krieger, deren Gewehre in Schleudern und Spießen bestehen. Unter den Gerüsten sitzen die Ruderer. Diese haben zugleich das Geschäft, die Ver-

wundeten herunterzunehmen, und den Abgang derselben zu ersetzen. Das Vorder- und Hintertheil dieser Kähne ist stark gebogen, und ragt hoch empor; letztes bis zu 17 oder 18 Fuß.

Die Pahies sind ebenfalls von verschiedener Größe, von 30 bis zu 60 Fuß lang, aber auch nur ungemein schmal. Diese unterscheiden sich von jenen vornehmlich dadurch, daß sie, ihrer Bauart wegen, ein größeres Gewicht tragen können. Auf Beiden bedient man sich der Segel und Ruder zugleich.

Es ist merkwürdig, daß dieses Volk das Wetter, vorzüglich den Wind, aus gewissen Wettermerkzeichen weit zuverlässiger, als wir, vorauszusagen weiß. Auf ihren längern Reisen richten sie sich bei Tage nach der Sonne, und zur Nachtzeit nach den Sternen. Die letzten unterscheiden sie alle durch besondere Namen; wissen, an welchem Theile des Himmels sie in jedem Monate sichtbar sind; und, welches einen Europäischen Sternseher vielleicht befremden dürfte, sie wissen auch die Zeit ihres jährlichen Sichtbarwerdens und Verschwindens mit großer Genauigkeit anzugeben.

Von der Art, wie sie die Zeit eintheilen, waren wir zwar nicht im Stande, einen vollkommenen Begriff zu erlangen, aber soviel glaubten wir doch zu bemerken, daß sie das Jahr in dreizehn Theile oder Monate zerlegen, und zu jedem derselben 29 Tage zählen. Der Tag und die Nacht zusammengenommen sind bei ihnen in 12 Theile, jeden 2 Stunden gerechnet, eingetheilt, wovon 6 zum Tage und 6 zur Nacht gezählt werden.

Im Zählen gehen sie von Eins bis Zehn, nach der Zahl der Finger; und ungeachtet sie für jede Zahl einen besondern Namen haben, so bezeichnen sie die-

selben doch an den Fingern. Ueberhaupt wurden ihre Gespräche unter einander mit so ausdrucksvollen Geberden begleitet, daß auch ein Fremder ihre Meinung leicht errathen konnte.

Die Sprache ist sehr sanft und wohlklingend. Sie hat einen Ueberfluß an Selbstlautern, und wir lernten sie leicht aussprechen. Den Eingebornen aber fiel es außerordentlich schwer, die Töne unserer Mundart nachzuahmen. Es ist hiervon schon oben geredet worden. Um dem jungen Leser doch wenigstens etwas von dieser Sprache bekannt zu machen, setze ich aus dem Verzeichnisse von Wörtern, welche wir hier sammelten, einige her:

Pupo der Kopf.	Ooopa eine Taube.
Oama die Brust.	Aaa die Wurzel.
Oboo der Bauch.	Aeo Fleisch.
Rema der Arm.	Toto Blut.
Tapoa die Füße.	Huru-huru Haar.
Booa ein Schwein.	Mannu ein Vogel.

Dies mag zu einem Vorschmacke genug sein.

Leute, die so einfach und ungekünstelt leben, werden natürlicherweise auch selten krank. So lange wir hier waren, sahen wir Keinen, der an einer bedeutenden Krankheit danieder gelegen hätte. Die Besorgung der Kranken ist hier, wie in allen andern Ländern, deren Bewohner noch nicht üppig und schwelgerisch geworden sind, also auch noch keiner eigentlichen Aerzte bedürfen, den Priestern überlassen. Die ganze Verfahrungsart aber, deren diese sich hier bedienen, besteht in Gebeten und Gebräuchen. Wenn der Priester den Kranken besucht, so wiederholt er gewisse Formeln, macht alsdann aus Kokosblättern verschiedene

Figuren von niedlicher Arbeit, bindet einige derselben an die Finger, andere an die Zehen des Kranken, und läßt oft, wenn er weggeht, etliche Zweige von einem Baume zurück, den sie E'midho nennen. Diese Gebräuche werden so lange wiederholt, bis der Kranke entweder genes et oder stirbt. Im ersten Falle behaupten sie, daß das Mittel ihn wieder hergestellt habe; im andern aber, daß das Uebel unheilbar gewesen sei. Fast wie bei uns.

In der Wundarzeneikunst scheinen sie größere Geschicklichkeit zu besitzen. Wenn man von den fürchterlichen Narben, die Einige an sich trugen, schließen dürfte, so sollte man fast glauben, daß sie in diesem Stücke sogar uns Europäern überlegen wären. So war z. B. unser Freund Tupia ehemahls mit einem Spieße dergestalt von hintenzu durchbohrt worden, daß das Gewehr ihm vorn, nahe unter der Brust, wieder herausgekommen war. Und doch war er völlig wiederhergestellt. Man muß indeß bedenken, daß, die Wiedereinsetzung der Gliedmaßen bei Verrenkungen und Knochenbrüchen ausgenommen, der Wundarzt selbst zur Heilung einer Wunde nur wenig beitragen kann; daß der Eiter selbst der beste Wundbalsam ist, und daß die Natur, wenn nur die Säfte des Körpers rein sind, und der Kranke mäßig ist, weiter keine Mithülfe zur Heilung der gefährlichsten Wunde nöthig habe, als die, daß der Schaden rein gehalten werde.

Von der Glaubenslehre dieses Volks haben wir keine deutliche und zusammenhangende Begriffe erlangen können; vielleicht auch deßwegen nicht, weil keine deutliche und zusammenhangende Begriffe, wie das mit mehren Glaubenslehren der Fall ist, dabei zum Grunde liegen. Wir fanden auch hier das Meiste in angebliche

Geheimnisse eingehüllt und durch augenscheinliche Widersprüche verwirrt. Da bringe Einer einmahl etwas Zusammenhangendes und Lichtvolles heraus!

Die gottesdienstliche Sprache ist auch hier, wie in China und anderwärts, von derjenigen, welche man im gemeinen Leben redet, gänzlich verschieden; so daß Tupia, der sich viele Mühe gab, uns zu unterrichten, es ungemein schwer fand, sich verständlich zu machen. Sonderbar, daß bei so vielen Völkern die Sprache der Glaubenslehre, welche billig die verständlichste sein sollte, gerade die dunkelste und unverständlichste zu sein pflegt! Gleichsam, als wenn die Menschen besorgten, daß der Weg zur Glückseligkeit gar zu eben, gar zu gerade und zu unverfehlbar sei, und deßwegen recht absichtlich in rauhe und dunkle Krummgänge umgeschaffen werden müsse! Folgende Meinungen dieses Volks glauben wir indeß mit ziemlicher Zuverlässigkeit herausgebracht zu haben.

»Die Welt hat ihren Ursprung zweien Urwesen zu verdanken. Die höchste Gottheit, welche eins von diesen höchsten Wesen ist, heißt Tarvataihitumuh; die andere hingegen, welche ursprünglich ein Fels war, wird Tepapa genannt. Eine Tochter der letzten, das Jahr, Tettowmatatayo genannt, erzeugte mit der ersten die 13 Monate; diese verheiratheten sich unter einander und brachten die Tage hervor.«

»Auch die Sterne sind theils unmittelbare Abkömmlinge jenes ersten Paars, theils haben sie sich nachher unter einander erzeugt. Eben dieses gilt von den verschiedenen Pflanzenarten. Noch brachten jene beiden ein Geschlecht von untergeordneten Göttern hervor, die sie Eatuas nennen. Zwei von diesen Eatuas bewohn-

ten vor langen Zeiten die Erde, und wurden die Stammältern der Menschen.«

»Der erste von ihnen erzeugte Mensch war rund, wie eine Kugel; aber seine Mutter war sehr geschäftig, seine Gliedmaßen auszudehnen, bis es ihr endlich gelang, ihm die jetzige menschliche Form zu geben. Da nannte sie ihn Eothe, d. i. etwas Vollendetes.«

»Außer der obbenannten Tochter bekamen die ersten beiden Urwesen auch einen Sohn, Namens Tane. Von diesem glauben sie, daß er an den Angelegenheiten der Menschen einen größern Antheil nehme, als die oberste Gottheit selbst. Sie richten daher auch ihr Gebet häufiger an jenen, als an diesen.«

»Die untergeordneten Gottheiten, oder die Eatuas, sind sehr zahlreich und zwar von beiderlei Geschlecht. Die männlichen werden von den Männern, die weiblichen von den Weibern geehrt. Jedes Geschlecht hat daher auch seine besondern Morais, von welchen das andere ausgeschlossen ist. Männer versehen indeß das Priesteramt für Beide; nur daß jedes Geschlecht seine besondern Priester hat.«

»Die Unsterblichkeit der Seele wird auch hier geglaubt. Es giebt, sagt man, zwei verschiedene Oerter, wohin die Seelen der Verstorbenen kommen, aber nicht je nachdem sie hier gelebt haben, sondern nur, je nachdem sie zu diesem oder jenem Stande gehörten. Der eine Ort ist nämlich der Sammelplatz für die Anführer und für die obersten Stände überhaupt, der andere für die geringeren Stände. Von Belohnung und Strafen nach dem Tode scheint man hier nichts zu wissen. Ja, man glaubt nicht einmahl, daß die Gottheiten von den Handlungen der Menschen etwas erfahren. Ihre Religion ist daher durchaus uneigennützig; und wenn sie

ihre Götter anbeten, so geschieht es nicht, um etwas von ihnen zu haben, sondern bloß aus einer demüthigen Empfindung ihrer eigenen Niedrigkeit, und der unaussprechlichen Vortrefflichkeit der göttlichen Vollkommenheiten.«

Die priesterliche Würde ist hier erblich. Dieser Stand ist zahlreich, und besteht aus Leuten von allerlei Range. Der oberste Priester wird als der nächste nach dem König geehrt. Die ganze Gelehrsamkeit dieser geistlichen Herren besteht darin, daß sie die Namen und die Rangordnung der verschiedenen Eatua's oder Untergötter anzugeben, und den Ursprung der Dinge auf die obenbeschriebene Weise zu erklären wissen. Diese ihre Götterlehre haben sie in einzelne Denksprüche eingekleidet, welche durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt werden. Doch auch in der Schifffahrt und in der Sternkunde sind die Priester dem gemeinen Volke an Einsichten überlegen. Daher kommts, daß der Name Priester (Tahowa) hier auch einen Mann von Einsicht bedeutet.

Wenn einer von diesen Indiern sich seinem Morai nähert, so geschieht es allemahl mit einer ehrfurchtsvollen Demuth: nicht weil er irgend etwas von den daselbst befindlichen Sachen für heilig hält, sondern weil er an diesem Orte eine unsichtbare Gottheit verehrt, gegen welche er allezeit die tiefste Verehrung und Demuth äußert, ungeachtet er weder Belohnungen von ihr erwartet, noch Strafen von ihr fürchtet. Indem er zu dem Morai hinzutritt, um sein Gebet zu verrichten, oder seine Gabe auf den Altar zu legen, so entblößt er sich allemahl erst den Oberleib, welches, wie wir oben gehört haben, hier ein Zeichen der Ehrfurcht ist. Seine Blicke und Geberden drucken die ehrerbietigen Empfindungen, die ihn in diesem Augenblicke beleben,

noch viel deutlicher aus. Seine ganze Seele scheint dabei auf die unsichtbare Gottheit gerichtet zu sein; denn etwas Bildliches scheinen diese Leute nicht zu verehren.

Was die Regierungsform auf dieser Insel betrifft, so giebt es hier zwei unabhängige Herrscher, deren jeder über eine von den beiden Halbinseln regiert, aus welchen das Land besteht. Der Name dieser Könige ist Earihrähie. Auf diese folgen die Earihes oder Freiherren, die nur über eine gewisse Gegend, wie bei uns die Güterbesitzer, zu befehlen haben. Von dieser Art von Freiherren mag es gegen hundert geben. Die unterste Klasse des Volks besteht aus Toutous oder Leibeigenen. Diesen liegt die mühsamste Arbeit ob; sie bauen das Land, holen Holz und Wasser ein, fangen Fische, und bereiten unter der Aufsicht der Hausfrauen die Mahlzeiten.

Mit dem Kinde des Freiherrn wird es eben so, wie mit dem Kinde des obersten Beherrschers gehalten; es erbt nämlich, sobald es geboren ist, die Würde und Macht seines Vaters, die dieser von dem nämlichen Augenblicke an verliert. Es fügt sich daher oft, daß Einer, der gestern noch Earih war, und dem man sich nicht anders, als mit entblößtem Oberleibe nähern durfte, heute, wenn seine Frau in der vergangenen Nacht niedergekommen ist, als ein bloßer Privatmann dahergeht, indem alle Ehrenbezeigungen, die vorher ihm erwiesen worden, nunmehr seinem neugebornen Kinde zugefallen sind, vorausgesetzt, daß man für gut gefunden hat, dieses am Leben zu lassen, welches nicht immer der Fall ist, und welches ein unmenschlicher Gebrauch hier lediglich der Willkühr der Aeltern überlassen hat.

14.

Beschreibung einiger andern Inseln in der Nachbarschaft von Otaheite; Lustspiele der dasigen Einwohner.

Wir segelten gemächlich von Otaheite fort, und richteten unsern Lauf nach derjenigen Gegend hin, wo, nach Tupia's Aussage, eine von den benachbarten Inseln liegen sollte, die er Huaheine nannte. Seiner Versicherung nach sollte es daselbst Schweine, Federvieh und Früchte in Menge geben; und dies bewog uns, danach hin zu steuern.

Wir erblickten diese Insel schon am folgenden Tage, aber eine mit leichten Lüften abwechselnde Windstille hielt uns noch 24 Stunden auf, bevor wir sie erreichen konnten. Unser Tupia betete bei dieser Gelegenheit oft zu seinem Gotte Tane, und bat um Wind. Er rühmte sich dabei jedesmahl einer pünktlichen Erhörung seines Gebets, allein er wußte es auch jedesmahl gar klüglich darauf anzulegen, daß die pünktliche Erhörung nicht wohl ausbleiben konnte; denn er fing sein Gebet an den Tane niemahls eher an, als wenn er aus zuverlässigen Anzeigen schließen konnte, der Wind sei schon so nahe, daß er das Schiff erreichen müsse, bevor er noch mit seinem Gebete zu Ende gekommen sein werde.

Als wir uns der Insel Huaheine näherten, so kamen einige Kähne vom Lande her auf uns zu; allein sie wagten es nicht eher, ganz heran zu kommen, bis sie unsern Tupia erblickten. Dieser flößte ihnen sogleich Muth und Vertrauen ein. In einem der Kähne befand sich der König der Insel selbst, nebst seiner Gemahlinn. Wir gaben uns gegenseitig Freundschaftsversicherungen,

und darauf geruheten Ihre Majestäten bei uns an Bord zu kommen.

Lange staunten sie Alles, was sie hier sahen, mit stummer Bewunderung an, ohne eine einzige Frage darüber zu thun. Nach und nach wurden sie vertrauter, sowol mit uns, als auch mit Dem, was sie bei uns sahen. Nach einer Weile that der König, welcher Orih hieß, mir zum Merkmahle seiner Freundschaft den Vorschlag: ob wir unsere Namen gegen einander vertauschen wollten? Der Vorschlag wurde angenommen, und nun hieß er, so lange wir zusammen waren Cookih — denn so sprach er meinen Namen aus — und ich hieß Orih. Wir fanden zwischen diesen Leuten und denen auf Otaheite die größte Aehnlichkeit an Gestalt, Kleidung, Sprache und Sitten, nur daß sie, wenn anders Tupia uns die Wahrheit sagte, nicht so geneigt zum Diebstahl waren, als jene.

Nachmittags kamen wir in einem kleinen vortrefflichen Hafen an der westlichen Seite der Insel glücklich vor Anker. Ich ging sogleich, in Begleitung der Herren Banks, Solander, Monkhouse, Tupia, des Königs Cookih und einiger Andern, ans Land. Sobald wir den Fuß auf den Strand setzten, entblößte sich Tupia bis an den Unterleib, und verlangte von Herrn Monkhouse, daß er ein Gleiches thun solle. Es geschah. Er setzte sich hierauf vor einer großen Menge von Eingebornen nieder; wir Europäer aber mußten, auf sein Verlangen, uns hinter ihn stellen. Alsdann fing er eine Rede, oder vielmehr ein Gebet an, welches ungefähr eine Viertelstunde dauerte. Der König, der ihm gegenüber stand, antwortete ihm von Zeit zu Zeit, und zwar, wie wir vermutheten, in gewissen Formeln, die unter ihnen bekannt und üblich sind. Während dieser Rede überreichte

er auch, zu verschiedenen Zeiten, zwei Schnupftücher, ein schwarzes seidenes Halstuch, einige Glaskorallen, zwei kleine Federbüsche, und einige Platanen als ein Geschenk an ihren Eatua oder Gott. Dagegen empfing er für unsern Eatua ein Schwein, einige junge Platanen und zwei kleine Federbüsche. Dies Alles mußte, auf sein Geheiß, an Bord des Schiffes gebracht werden. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit, durfte Jedermann frei und sicher gehen, wohin es ihm beliebte. Tupia aber verfügte sich sogleich nach einem von den Morai's, um seine Gabe zu bringen.

Das Einhandeln der Lebensmittel ging hier äußerst langsam von Statten. Denn so oft wir etwas feil boten, wollte Keiner es auf sein eigenes Urtheil kaufen, sondern sammelte allemahl vorher das Gutachten von 20 bis 30 Leuten ein, worüber denn sehr viel Zeit verloren ging. Indeß bekamen wir doch elf Ferkel und drei sehr große Schweine.

Beim Abschiednehmen beschenkte ich den König mit einem kleinen zinnernen Teller mit folgender Inschrift: Sr. Britannischen Majestät Schiff, der Unterwinder; Lieutenant Cook, Befehlshaber: am 16ten Julius 1769. Huaheine. Ich fügte einige Rechenpfennige hinzu, die den Stempel Englischer Münzsorten hatten; und er versprach mir, keins davon jemahls zu veräußern. Ich hielt diese Sachen für ein eben so dauerhaftes Zeugniß, daß diese Insel von uns zuerst entdeckt worden sei, als irgend ein anderes, welches ich hätte zurücklassen können. Wir gingen hierauf wieder unter Segel.

Die Einwohner dieser Insel dünkten uns etwas größer und stärker, als die auf Otaheite. Herr Banks

maß einen von den Männern, und fand ihn sechs Fuß und viertehalb Zoll hoch. Aber sie sind dabei so träge, daß sich Keiner von ihnen wollte bewegen lassen, mit ihm auf die Berge zu steigen. Sie würden, sagten sie, vor Ermattung umkommen, wenn sie es wagen wollten, hinaufzuklettern. Die Weiber sind hier sehr weiß, und weißer als auf Otaheite. Beide Geschlechter schienen hier wenig furchtsam, aber auch weniger neugierig, als dort zu sein. Ein Kanonenschuß erschreckte sie zwar, aber sie fielen dabei nicht nieder, wie unsere Freunde zu Otaheite anfangs allemahl thaten. Dieser Unterschied kam aber wol bloß daher, daß man hier noch nicht, wie dort, die zerstörenden Wirkungen unserer Feuerwaffen zu seinem Schaden wahrgenommen hatte.

Einer von ihnen, der Tupia's Versicherung, daß diese Leute nicht zum Stehlen geneigt wären, unwahr machen wollte, wurde auf der That ertappt. Als man ihn aber bei den Haaren ergriff, versammelten sich die Uebrigen um ihn her, und erkundigten sich, womit er uns beleidiget habe? Man sagte ihnen die Ursache, und — zu ihrem Ruhme sei's gesagt! — sie äußerten nicht nur ihren Unwillen darüber, sondern verordneten auch dem Diebe eine tüchtige Tracht Schläge, die ihm denn auch auf der Stelle gegeben wurde.

Wir segelten noch an dem nämlichen Tage nach einer zweiten in der Nachbarschaft gelegenen Insel, welche Ulietea heißt. Auch hier fanden wir einen guten Hafen, und legten uns vor Anker. Einige der Eingebornen, worunter auch ein Frauenzimmer war, kamen in zwei Kähnen zu uns an das Schiff, und brachten uns ein junges Schwein. Wir beschenkten sie dagegen mit einigen Nägeln und Glaskorallen, worüber sie sehr viel Vergnügen bezeigten. Tupia hatte oft eine große Furcht

vor den Männern zu Bolabola, einer andern Insel, die man von hier aus liegen sehen konnte, geäußert, und uns erzählt, daß sie die Insel Ulietea erobert hätten. Er versicherte uns jetzt, daß, wenn wir hier blieben, diese kriegerischen Leute gewiß am folgenden Morgen herabkommen und uns angreifen würden. Wir beschlossen daher, die noch übrige Tageszeit zu nützen, und gingen sogleich ans Land.

Tupia wiederholte hier die obenbeschriebenen Feiergebräuche; ich aber steckte eine Englische Flagge auf, und nahm von dieser und den drei benachbarten Inseln, Huaheine, Otaha und Bolabola, die man von von hier aus insgesammt sehen konnte, im Namen seiner Großbritannischen Majestät Besitz.

In einem Hause, welches neben einem Morai stand, fanden wir, außer einigen Ballen von hiesigen Tüchern und verschiedenen andern Sachen, auch das Modell eines Kahns, das ungefähr drei Fuß lang war, und an welches acht menschliche Kinnbacken gebunden waren. Wir wußten schon, daß die Kinnbacken auch hier, wie auf Otaheite, zu Siegeszeichen gebraucht werden; und Tupia behauptete, daß die gegenwärtigen von solchen Eingebornen herrührten, die bei der Eroberung der Insel von den Bolabolanern seien erschlagen worden. Vermuthlich sollte das Modell eines Kahns, woran die Ueberwinder diese Siegeszeichen befestiget hatten, das Sinnbild ihrer Landung sein.

Wir verweilten hier bis zum fünften Tage, ohne von den Bolabolanern im mindesten beunruhiget zu werden. Beim Auslaufen verursachte uns der Schiffer einen plötzlichen Schrecken, der aber glücklicher Weise ohne Folgen blieb. Ich hatte diesen Mann mit dem Senkblei auf das Vordertheil des Schiffes gestellt, und

ihm befohlen, unaufhörlich zu sonden. Plötzlich hörten wir ihn zu unserm nicht geringen Schrecken, Zwei Klafter! rufen. Nun wußte ich freilich wol, daß das Schiff wenigstens 14 Fuß tief im Wasser ging, und daß es also ganz unmöglich war, daß eine solche Untiefe unter dem Kiel sein könne; allein ich erschrak doch im ersten Augenblick nicht wenig darüber, weil man in solchen Fällen nicht alsobald seine ganze Besonnenheit zusammen zu haben pflegt. Glücklicherweise kamen wir dasmahl mit dem bloßen Schrecken davon; der Schiffer mußte sich also geirrt haben, oder das Schiff müßte eben damahls hart an einem Korallenfelsen hingelaufen sein, deren viele in der Gegend dieser Insel aus dem Grunde des Meers so steil wie eine Mauer emporsteigen.

Trotz der Furcht unsers Tupia hatte ich mir vorgenommen, auch bei den Kriegern auf Bolabola einen Besuch abzustatten. Wir erreichten diese Insel bald, allein widrige Winde widersetzten sich unserer Landung, und nöthigten uns, noch einmahl nach Ulietea zurückzusegeln, und auf der westlichen Seite derselben vor Anker zu gehn.

Indeß ich nun hier beschäftigt war, Wasser und Ballast einnehmen zu lassen, brachten die Herren Banks und Solander einen sehr vergnügten Tag am Lande zu. Man zeigte ihnen eben so viel Ehrfurcht, als Vertrauen. Die Eingebornen schienen eben so überzeugt zu sein, daß diese Herren ihnen schaden könnten, wenn sie wollten, als davon, daß sie ihnen etwas zu Leide zu thun nicht die geringste Neigung hätten. Männer, Weiber und Kinder versammelten sich in Menge um sie her, und folgten ihnen überall auf dem Fuße nach. Aber Keiner war ihnen im mindesten beschwerlich. Sie be-

strebten sich vielmehr um die Wette, ihnen, wo sie nur konnten, behülflich zu sein. Kam man z. B. an eine Pfütze, so stritten sie um die Ehre, die Fremdlinge auf dem Rücken hinüberzutragen.

Man führte sie nach den Wohnungen der Oberhäupter hin, und hier wurden sie auf eine feierliche Weise empfangen. Das Volk stellte sich nämlich jedesmahl in zwei Reihen, und ließ sie alsdann durch eine breite Gasse bequem in die Wohnung eingehn. Hier fanden sie Alles zu ihrem Empfange vorbereitet. Auf dem Boden war eine Matte ausgebreitet, auf dem hintern Ende derselben saß die Familie des Hauses, und auf beiden Seiten stand ein Theil des Volks, welcher vorausgelaufen war, in Ordnung gestellt. In dem ersten Hause, welches sie besuchten, fanden sie einige junge Kinder, die ungemein niedlich gekleidet waren. Diese blieben auf der Stelle sitzen, und schienen zu erwarten, daß die Fremden zu ihnen kommen und ihnen Geschenke machen sollten. Unsere Herren thaten dies mit dem größten Vergnügen; denn diese Kinder waren so sehr niedlich gekleidet und so artig, als sie deren je gesehen hatten. Das eine derselben war ein Mädchen von ungefähr sechs Jahren. Ihr Rock oder Oberkleid war roth, und um den Kopf trug sie eine Menge geflochtenen Haars; ein Putz, den man hier höher schätzt, als irgend sonst Etwas, was sie um und an sich haben. Dieses kleine Geschöpf saß am obern Ende einer ungefähr 30 Fuß langen Matte, auf welche keiner von den Zuschauern den Fuß zu setzen sich erkühnte. Sie lehnte sich auf den Arm einer Frauensperson, die ihre Amme zu sein schien. Indem unsere Reisenden sich ihr näherten, streckte sie die Hand aus, und empfing die Glaskorallen, die man ihr überreichte, mit einem so gefälligen Anstande, als

eine Europäische Prinzessinn nur immer hätte thun können.

Das Volk war über das diesem Kinde gemachte Geschenk so vergnügt, daß es auf nichts Anderes dachte, als wie es den Herren Banks und Solander wieder etwas Angenehmes erzeigen könnte. In dieser Absicht ließ der Hausherr eines von diesen Häusern ihnen zu Ehren einen Tanz anstellen, dergleichen sie bisher noch nicht gesehen hatten.

Die Hauptperson bei diesem Tanze war ein Mann, der damit anfing, sich einen ungefähr vier Fuß hohen, walzenförmigen Korb auf den Kopf zu setzen, dessen oberer Rand mit aufrechtstehenden Federn besetzt war, die sich vorwärts neigten. Rings umher hatte er ihn mit Seehundszähnen und mit Schwanzfedern tropischer Vögel eingefaßt. Mit diesem Kopfputz ausgeziert, fing er an, sich sehr langsam zu bewegen, und dabei den Kopf so herumzudrehen, daß der obere Theil seiner Korbmütze einen Kreis beschrieb. Er kam dabei zuweilen dem Gesichte eines Zuschauers so nahe, daß dieser schnell zurückprallte; welches denn jedesmahl für einen herrlichen Spaß galt, der ein lautes Gelächter erregte, besonders wenn er bei einem von den Fremden angebracht wurde.

Als wir am folgenden Tage abermahls ausgingen, um noch einige Lebensmittel einzukaufen, begegnete uns eine Tanzgesellschaft, die aus zwei Tänzerinnen und sechs Männern mit drei Trommeln bestand. Tupia berichtete uns, daß diese Leute zu den angesehensten Personen der Insel gehörten, und daß sie bloß deßwegen im Lande umherzögen, um durch ihren Tanz sich und Andern ein Vergnügen zu machen.

Der Anzug der Tänzerinnen war folgender. Um

den Kopf hatten sie eine große Menge geflochtenen Haars gewickelt, und zwischen dasselbe hin und wieder Blumen gesteckt, und dieses machte den Aufsatz ungemein niedlich. Hals, Schultern, Arme und Brust waren unbedeckt; weiter hinab aber trugen sie eine Kleidung von schwarzem Zeuge. Die Brust war mit Blumen geziert. Auf den Hüften ruhete eine Menge Tuchs, voller Falten, die bis an die Brust hinaufreichten. Unterwärts hing es, gleich einem langen Unterrocke, bis auf die Füße hinab. Die erwähnten Falten waren wechselsweise braun und weiß, die Unterröcke hingegen ganz weiß.

In diesem Aufzuge schritten sie mit abgemessenen Tritten seitwärts, und beobachteten zu dem Schalle der Trommeln, welche munter und laut geschlagen wurden, das Zeitmaß ganz vortrefflich. Bald darauf fingen sie an, die Hüften zu schütteln, welches dem darauf liegenden gefalteten Tuche eine sehr schnelle Bewegung mittheilte, welche den ganzen Tanz hindurch fortdauerte, so verschieden auch die Stellungen, die sie annahmen, nur immer sein mochten. Dies schien uns etwas sehr Künstliches zu sein. Denn ungeachtet sie bald standen, bald saßen, bald auf den Knien lagen, bald sich auf die Elbogen stützten, so bewegten sie doch dabei unablässig, sowol die Falten, als auch die Finger, mit einer fast unbeschreiblichen Geschwindigkeit.

Eins von diesen Frauenzimmern trug drei Perlen, als ein Ohrengehänge. Die eine davon war zwar groß, aber so trübe, daß sie nur noch wenig Werth hatte; die beiden andern waren zwar so groß, als eine Erbse, auch beide klar, oder, wie man sagt, von gutem Wasser; aber beide waren im Bohren verdorben worden. Dennoch hätte Herr Banks diese Perlen gar zu gern ein-

gehandelt. Er sagte der Besitzerinn, daß er ihr dafür geben wolle, was sie nur verlange: aber sie war nicht zu bewegen, sich davon zu trennen. Er bot ihr hierauf in allerlei Sachen mehr dafür an, als er für vier Schweine gegeben haben würde, und fügte hinzu, daß sie sich außerdem von ihm ausbitten könne, was ihr nur beliebe; allein umsonst! Sie widerstand der Versuchung, so groß sie auch immer war, und wollte lieber ihre Perlen behalten. Ein Beweis, daß dieser Schmuck hier für etwas sehr Schätzbares gehalten werden muß.

Zwischen den Tänzen der Frauenzimmer führten die Männer eine Art von bühnenmäßiger Vorstellung auf, die sowol aus Gesprächen, als aus Tänzen bestand. Den Inhalt davon konnten wir, unserer eingeschränkten Sprachkenntniß wegen, nicht errathen. Am folgenden Tage sahen einige von unserer Gesellschaft ein viel größeres und regelmäßigeres Schauspiel an, welches ordentlich in vier Handlungen eingetheilt war.

Unser Tupia hatte uns oft gesagt, daß er ehemahls auf dieser Insel große Güter besessen habe, welche die Krieger von Bolabola ihm genommen hätten. Er zeigte sie uns jetzt, und die Eingebornen bekräftigten seine Aussage. Er war also auch auf dieser Insel ein Mann von Wichtigkeit gewesen, ungeachtet er nicht hier, sondern auf Otaheite lebte.

Nachdem wir hier einige Tage zugebracht hatten, schickte uns Opuhni, der furchtbare König von Bolabola, ein Geschenk von drei Schweinen, einigem Federvieh, eine beträchtliche Menge von Früchten und verschiedene Stücken Tuchs, welche größer waren, als wir sie je gesehen hatten, indem jedes derselben 150 Fuß in der Länge enthielt. Die Eingebornen waren sehr geschäftig, uns auf diesen Vorzug aufmerksam zu machen,

indem sie die Tücher ganz auseinander wickelten. Se. Majestät ließen uns dabei sagen, daß sie dermahlen auf dieser Insel Hoflager hielten, und Willens wären, uns am folgenden Tage einen Besuch zu gönnen.

Wir blieben hierauf den nächsten Tag insgesammt an Bord, und erwarteten daselbst den Besuch des großen Königs; allein es gefiel Sr. Majestät nicht, ihr Wort zu erfüllen. Indessen schickte er doch eine Gesandtschaft an uns ab, welche sich ein Gegengeschenk für ihn erbitten mußte.

Weil nun der große König nicht zu uns kommen wollte, so beschlossen wir, zum großen Könige zu gehn; und dieser Entschluß wurde sogleich ausgeführt. Wir erwarteten in dem Maune, der das Schrecken aller benachbarten Inseln war, einen jungen nervigen Krieger, mit einer geistvollen Miene und unternehmender Gemüthsart zu sehn; wie sehr fanden wir uns aber getäuscht, als wir einen armseligen, schwächlichen, abgelebten und verwelkten Greis in ihm erblickten, der vor Alter halb blind, und so dumm und träge war, als wir jemahls einen König gesehen hatten. Wir überreichten ihm unser Geschenk; und da dasselbe seinen Beifall hatte, so ließ er uns ein Schwein dagegen geben. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war auf Otaha; da er nun hörte, daß wir am folgenden Tage in unsern Böten dahin zu rudern gedächten, so versprach er, uns zu begleiten.

Dies geschah denn auch wirklich. Sobald wir auf Otaha gelandet waren, machte ich ihm ein Geschenk von einer Art, und hoffte, er würde sich dadurch bewegen lassen, seine Unterthanen aufzumuntern, uns einige Lebensmittel zu überlassen; allein diese Hoffnung schlug uns gänzlich fehl. Wir bekamen im eigentlichsten

Verstande — nichts. Nachmittags ruderte ich nach der nördlichen Spitze der Insel hin; und hier war ich etwas glücklicher, denn es gelang mir, sechs Stück Schweine, eben so viel Stück Federvieh und einige Früchte einzuhandeln. Um zehn Uhr des Nachts gelangten wir wieder an Bord.

Herr Banks hatte uns auf dieser Lustreise nicht begleitet; er lag unterdeß, wie gewöhnlich, dem Handel ob. Des Nachmittages machte er einen Gang ins Land. Hier stieß er abermahls auf die obenerwähnte Tänzer- und Schauspieler-Gesellschaft. Sie bestand noch aus den nämlichen Personen, nur daß noch ein Frauenzimmer hinzugekommen war. Die Tänze der Damen waren immer einerlei, aber die Zwischenspiele der Männer druckten jedesmahl eine besondere Geschichte aus.

Als er am folgenden Tage abermahls ins Land ging, fand er die nämliche Gesellschaft wieder, nur in einer andern Gegend. Diesmahl führten sie unter andern folgendes Schauspiel auf. Die Schauspieler theilten sich in zwei Parteien, die durch die Farbe ihrer Kleider von einander unterschieden waren. Bei der einen, braun gekleideten Partei, stellte Einer den Herrn, die Uebrigen seine Bedienten vor; der andere, weißgekleidete Trupp sollte eine Diebesbande sein. Der Herr gab seinen Leuten einen Korb mit Fleisch in Verwahrung, worauf der Tanz seinen Anfang nahm. Die Weißen suchten im Tanz mancherlei Kunstgriffe anzuwenden, um diesen Korb zu stehlen; und die braunen bemüheten sich ihrer Seits, sie daran zu verhindern. Nach einer Weile setzten die Letztern sich rings um den Korb auf den Boden nieder, lehnten sich auf denselben, und schienen einzuschlafen. Plötzlich machten die Ersten sich diesen Umstand zu Nutze, schlichen leise herbei, hoben sie

vom Korbe auf, und liefen mit der Beute davon. Die Schläfer erwachten, bemerkten ihren Verlust, und fingen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, einen neuen Tanz an. Dies war der ganze höchsteinfache Inhalt dieses Schauspiels.

Wir gingen nunmehr wieder unter Segel; und da wir eben einen günstigen Ostwind hatten, so gaben wir den Vorsatz, die Insel Bolabola zu besuchen, auf. Indeß lag uns Freund Tupia sehr eifrig an, eine Kugel nach dieser Insel hinzuschießen, vermuthlich, um mit der Macht seiner jetzigen Bundesgenossen gegen die ihm verhaßten Bewohner dieses Landes ein wenig groß zu thun. Ich konnte ihm diesen Gefallen um so leichter erweisen, da uns die Insel in einer Entfernung von sieben Seemeilen liegen blieb, und der Schuß also auch in jedem Betracht unschädlich war. Ich ließ also ein Stück abbrennen, und nun war er zufrieden.

Ich gab den hier umherliegenden sechs Inseln den Namen der Gesellschaftsinseln, unter welchem der junge Leser sie auf unserer Karte finden wird.

Wir richteten nunmehr unsern Lauf gen Süden hin, und segelten ununterbrochen vier Tage lang, da wir abermahls eine Insel erblickten, die unser Tupia Oheteroa nannte. Wir näherten uns derselben; es kam zwischen den Eingebornen und unsern Böten, die bis an die Küste gerudert waren, zu einigen Unterhandlungen; allein da wir keinen Ankerplatz entdecken konnten, so hielt ich es nicht der Mühe werth, uns lange bei derselben zu verweilen, und segelte weiter.

15.

Entdeckung der östlichen Küste von Neu-Seeland. Landung auf derselben, und was sich dabei zugetragen.

Wir setzten unsere Fahrt, bald südlich, bald wieder westlich steuernd, vom 14ten August bis zum 6ten des Weinmonds, also beinahe zwei Monate lang, auf dem unermeßlichen Südmeere ununterbrochen fort, ohne daß wir in dieser langen Zeit irgend etwas Anderes zu Gesicht bekamen, als den Himmel und das von ihm umspannte Weltmeer. Am 25sten August fiel der Jahrstag unserer Abreise aus England ein. Wir feierten denselben, und ich gab bei dieser festlichen Gelegenheit einen großen Chesterkäse, der bis dahin sorgfältig aufgehoben war, nebst einem Fasse starken Biers zum Besten, welches sich bis dahin vortrefflich gehalten hatte. Wir gedachten dabei nicht ohne Rührung unsers Vaterlandes und unserer Freunde auf der andern Seite der Erdkugel, und vergaßen darüber alle schon überstandene Mühseligkeiten, zusammt denen, welche wir noch zu überstehen hatten.

Zwei Tage nachher berauschte einer unserer Bootsleute sich so sehr, daß er den Geist darüber aufgeben mußte. Wo er das starke Getränk hergenommen habe, war uns anfangs ein Geheimniß; nachher erfuhren wir, daß der Oberbootsmann, dessen Gehülfe er war, ihm aus bloßer Gutherzigkeit einen guten Rest von einer Flasche Rum geschenkt hatte. Unsere übrige Mannschaft konnte aus diesem Vorfall lernen, daß die Unmäßigkeit, wie jedes andere Laster, sich überall — auf der einen Halbkugel eben sowol, als auf der andern — ganz unfehlbar selbst bestraft.

Am 30sten August beobachteten wir einen Schweif-

stern. Unser Tupia, der bei dieser Beobachtung zugegen war, stieß, als er ihn sah, ein heftiges Geschrei aus, und versicherte, daß die Leute von Bolabola, bei Erblickung dieses Himmelszeichens, die Einwohner von Ulietea anfallen und umbringen würden, wenn diese sich nicht durch eine plötzliche Flucht auf die Gebirge zu retten suchten. Warum? darüber blieb er uns die bestimmte Erklärung schuldig.

Erst am 6ten des Weinmonds wurde vom Mastkorbe auf einmahl wieder Land! gerufen. Es lag uns damahls in Westen, etwas nördlich, und wir steuerten gerade nach demselben hin. Gegen Abend konnten wir schon vom Verdecke aus etwas davon erblicken, und es schien von beträchtlicher Größe zu sein.

Am folgenden Tage fiel eine Windstille ein; wir konnten uns daher dem Lande nur sehr langsam nähern. Aber je näher wir ihm kamen, desto mehr dehnte es sich vor unsern Blicken aus. Wir zählten fünf Reihen von Bergen, die sich über einander erhoben, und noch weiter hinterwärts erblickten wir eine Kette von Gebirgen, die über Alles emporragte und erstaunlich hoch zu sein schien. Was für ein Land es eigentlich sein mochte, das war uns Allen noch ein Geheimniß; es wurde lebhaft darüber gestritten, und die Mehrheit der Stimmen fiel am Ende dahin aus, daß es das unbekannte, so lange vergeblich gesuchte Südland (Terra australis incognita) sei, welches wir nunmehr glücklich entdeckt hätten.

Wir sahen an verschiedenen Stellen des Landes Rauch aufsteigen, ein Zeichen, daß es bewohnt sein müsse! Da indessen die Nacht einbrach, so kreuzten wir ab und zu. Am folgenden Morgen konnten wir schon deutlich wahrnehmen, daß die Berge mit Holz bekleidet,

und daß unter den Bäumen in den Thälern einige von beträchtlicher Größe waren.

Wir liefen auf einen Meerbusen zu, und sahen nach einiger Zeit verschiedene Kähne quer über denselben hinrudern. Die darin befindlichen Eingebornen schienen indeß gar keine Bemerkung von uns zu nehmen, und gingen ans Land. Wir erblickten zugleich einige Häuser, die zwar klein, aber niedlich zu sein schienen. Neben denselben versammelte sich eine beträchtliche Menge von Menschen, und setzte sich auf den Strand nieder. Auf einer kleinen Halbinsel konnten wir deutlich unterscheiden, daß der Gipfel eines Berges mit ziemlich hohen und regelmäßigen Schanzpfählen umzäunt war. Dieser Anblick verursachte viel Nachsinnen unter unserer Gesellschaft. Einige hielten den eingezäunten Ort für einen Thiergarten, Andere für eine Rindvieh- oder Schafhürde. Die Folge bewies, daß Beide sich geirrt hatten.

Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir an der nordwestlichen Seite der Bucht, der Mündung eines kleinen Flusses gegenüber, vor Anker. Die Seiten dieses Busens bestehen aus sehr hohen, weißen Klippen.

Noch ehe der Tag sich neigte, ging ich in Gesellschaft der Herren Banks und Solander und mit einer Partei bewaffneter Mannschaft ans Land. Wir stiegen an der Ostseite des hier mündenden Flusses aus, der ungefähr 120 Fuß breit war. Da ich aber an dem gegenseitigen Ufer einige Eingeborne wahrnahm, mit welchen ich zu sprechen wünschte, so ließ ich uns von dem kleinen Boote, oder der Jölle, hinübersetzen, und befahl der größern, oder der Pinasse, an der Mündung zu bleiben.

So wie wir uns dem Orte, wo die Eingebornen

standen, näherten, liefen sie Alle davon. Wir stiegen indessen aus, ließen vier Schiffjungen zur Bewachung der Jölle zurück, und gingen nach einigen Hütten hin, die ungefähr 700 Fuß weit vom Ufer ablagen. Plötzlich sprangen vier mit langen Spießen bewaffnete Männer aus dem Walde hervor, und rannten nach dem Boote hin, um dasselbe anzugreifen. Die Leute in der Pinasse bemerkten die Gefahr, und riefen den Jungen zu, den Fluß hinabzufahren. Diese ließen sich das nicht zweimahl sagen; aber die Indier setzten ihnen so hart nach, daß der Bootsmann in der Pinasse für nöthig fand, eine Kugel über ihre Köpfe hinzufeuern. Der Knall machte sie stutzig; sie standen still, und sahen sich um; aber da sie sich unverletzt fühlten, so erneuerten sie nach einigen Minuten ihr Nachsetzen, und schwenkten ihre Lanzen auf eine drohende Weise. Der Bootsmann feuerte hierauf eine zweite Kugel über ihre Köpfe hin; aber jetzt schienen sie des Knalles gar nicht mehr zu achten, sondern der Eine hob seinen Spieß auf, um ihn in das Boot zu werfen. Jetzt glaubte der Bootsmann in der Nothwendigkeit zu sein, Gewalt durch Gewalt abzuhalten; er schoß also den Angreifenden auf der Stelle todt.

Als er fiel, blieben die Andern einige Minuten lang unbeweglich stehen, und schienen vor Erstaunen gleichsam versteinert zu sein. Sobald sie aber wieder zur Besonnenheit kamen, hielten sie für rathsam, sich zurückzuziehn, und schleppten ihren getödteten Kameraden eine Strecke mit sich fort. Weil jedoch ihre Furcht je länger, je lebhafter werden mochte, so warfen sie ihn bald wieder hin, und liefen davon.

Wir Andern, die wir von Dem, was vorging, erst durch den Knall des ersten Schusses benachrichtiget

wurden, kehrten sogleich mit schnellen Schritten zurück, und stießen im Zurückgehen auf den Indier, welcher zu Boden gestreckt dalag. Wir besichtigten ihn, und fanden, daß er durchs Herz geschossen war. Es war ein Mann von mittler Größe, von brauner, aber nicht sehr dunkler Farbe, und die eine Seite des Gesichts war in schneckenförmigen Linien sehr regelmäßig bepunktet oder gezeichnet. Seine Kleidung bestand in einem feinen Tuche von einer, uns bisher noch unbekannten Arbeit. Sein Haar war oben auf dem Kopfe in einen Knoten zusammengebunden. Wir kehrten hierauf sogleich nach dem Schiffe zurück, und konnten von dort aus das Volk sehr eifrig und laut sprechen hören. Vermuthlich war die Rede von Dem, was jetzt vorgefallen, und was nun zu thun sei?

Am folgenden Morgen sahen wir abermahls verschiedene Eingeborne an dem nämlichen Orte zusammenkommen. Die meisten waren unbewaffnet; einige aber hatten lange Piken in der Hand. Da ich nun sehr wünschte, daß es zu einem freundschaftlichen Umgange zwischen ihnen und uns kommen möchte, so ließ ich drei Böte mit Bootsleuten und Seesoldaten bemannen, und ruderte mit meinen Herren Reisegefährten und unserm Tupia dem Lande zu.

Ungefähr 50 von den Eingebornen schienen auf unsere Landung zu warten, und setzten sich auf dem jenseitigen Ufer des Flusses nieder. Um ihnen nun alle Gelegenheit zur Furcht zu benehmen, ging ich aus dem kleinen Boote anfangs nur mit den Herren Banks, Solander und Tupia allein ans Land und gegen sie hin. Aber kaum hatten wir einige Schritte gemacht, so sprangen sie alle plötzlich auf, und Jeder von ihnen bewaffnete sich, Einige mit Lanzen, Andere mit einem

kurzen Gewehre aus grünem Talksteine, das ungemein schön geglättet, nur ungefähr einen Fuß lang, aber so dick war, daß es vier bis fünf Pfund wiegen mochte. Tupia rief ihnen in seiner Sprache Frieden zu; allein anstatt zu antworten, schwenkten sie ihre Gewehre, und machten Zeichen, daß wir fortgehen sollten.

Um ihnen die Wirkungen unserer Waffen zu zeigen, ließ ich eine Flinte abfeuern, jedoch nicht nach ihnen hin, und so, daß die Kugel über dem Wasser hinstreifen mußte. Sie ließen hierauf zwar von ihren Drohungen ab, allein wir hielten es doch für rathsam, uns zurückzuziehen, und erst die Seesoldaten ans Land steigen zu lassen. Dieses war bald geschehen, und ich ließ sie hierauf, unter Vortragung einer kleinen Flagge, aufziehen und auf einer kleinen Anhöhe sich in Ordnung stellen.

Als dies geschehen war, trat ich abermahls, bloß von meinen Herren Reisegefährten begleitet, vor. Tupia mußte sie von neuen anreden, und wir bemerkten mit großem Vergnügen, daß sie ihn vollkommen wohl verstanden, indem ihre beiderseitige Sprache im Grunde eine und eben dieselbe war, nur daß sie in der besondern Mundart etwas von einander abwichen. Er eröffnete ihnen nun, daß wir Lebensmittel und Wasser verlangten, und ihnen dafür Eisen geben wollten, wobei er sich bemühte, ihnen die Eigenschaften dieses Metalls, so gut er konnte, zu erklären. Sie waren zum Handel geneigt, und verlangten, daß wir zu ihnen hinüberkommen sollten; denn noch wurden wir durch den Fluß von einander getrennt. Wir willigten ein, aber wir machten zugleich zur Bedingung, daß sie ihre Waffen niederlegen sollten. Dazu wollten sie sich jedoch auf keine Weise entschließen.

Während dieser Unterhandlung warnte uns Tupia beständig, auf unserer Hut zu sein, weil sie noch gar nicht freundschaftlich gegen uns gesinnt wären. Wir verlangten hierauf unserer Seits, daß sie zu uns herüberkommen möchten; und Einer von ihnen ließ sich endlich dazu bewegen. Er zog sich aus und schwamm, ohne sein Gewehr, zu uns herüber. Ihm folgten alsdann noch zwei Andere, und bald nachher auch die meisten der Uebrigen, an der Zahl ungefähr fünf und zwanzig.

Wir machten ihnen Allen Geschenke von Eisen und Glaskorallen; allein sie schienen Beides nicht sehr zu schätzen, am wenigsten das Eisen, weil sie von dem davon zu machenden Gebrauche noch gar keinen Begriff hatten. Sie gaben uns daher auch weiter nichts dafür, als einige Federn. Was ihnen anstand, das waren unsere Waffen; gegen diese erboten sie sich, die ihrigen zu vertauschen; aber da wir hierein unmöglich willigen konnten, so versuchten sie ein anderes Mittel, nämlich uns solche aus den Händen zu reißen. Allein da uns Tupia noch immer warnte, auf unserer Hut zu sein, so sahen wir uns wohl vor, und vereitelten ihre Absicht. Auch ließen wir ihnen durch unsern Freund andeuten, daß im Falle sie noch ferner die geringste Gewalt zu gebrauchen versuchen sollten, wir gezwungen sein würden, sie auf der Stelle zu tödten.

Deß ungeachtet erhaschte einige Minuten danach, als Herr Green sich eben umwandte, Einer von ihnen den Hirschfänger desselben, zog sich damit ein wenig zurück, und schwenkte ihn jauchzend über seinen Kopf. Die Andern wurden unmittelbar darauf gleichfalls äußerst verwegen; und wir sahen uns daher in die unumgängliche Nothwendigkeit versetzt, Gewalt durch

Gewalt abzuwehren. Herr Banks feuerte also mit Schrot, in einer Entfernung von 45 Fuß, auf den Mann, der den Hirschfänger weggenommen hatte. Als der Schuß ihn traf, hörte er zwar auf zu jauchzen, allein anstatt den Hirschfänger zurückzugeben, fuhr er fort, ihn um den Kopf zu schwenken, indem er sich allmählig etwas weiter zurückzog. Herr Monkhouse feuerte hierauf mit einer Kugel nach ihm, worauf er augenblicklich zu Boden stürzte. Sobald er fiel, kamen einige der Uebrigen, die sich nach dem ersten Schusse auf einen in der Mitte des Flusses befindlichen Felsen geflüchtet hatten, zurück, und rannten nach dem Leichnam hin. Der Eine ergriff das kurze Handgewehr des Getödteten, ein Anderer wollte sich des Hirschfängers bemächtigen, woran er aber durch Herrn Monkhouse gehindert wurde. Jetzt rückte der ganze Haufe der Indier gegen uns an; wir mußten also Feuer auf sie geben. Es geschah, jedoch nur aus drei mit Schrot geladenen Flinten, und dies war hinreichend, den ganzen Schwarm zur Flucht zu bewegen. Sie schwammen durch den Fluß zurück, und als sie das jenseitige Ufer bestiegen, konnten wir bemerken, daß sie zwei oder drei Verwundete hatten. Mit diesen zogen sie sich allmählig ins Land hinauf; wir aber kehrten äußerst mißvergnügt über diesen unglücklichen Auftritt in unsern Böten nach dem Schiffe zurück.

Am folgenden Tage ruderte ich mit den Böten der Küste entlang, vornehmlich in der Absicht, wo möglich, einige von den Eingebornen zu überraschen, sie an Bord zu nehmen, und durch gütige Behandlung und Geschenke ihre Freundschaft zu erwerben. Allein zu meinem Bedauern fand ich keine Stelle, wo ich hätte landen können, weil allenthalben eine gefährliche Bran-

dung an die Küste schlug. Zuletzt erblickten wir zwei Kähne, die aus der See nach der Küste eilten, und wovon der eine unter Segel war, der andere aber ruderte. Dies hielt ich für eine günstige Gelegenheit, einige von den Indiern in meine Gewalt zu bekommen, und zwar ohne Unheil, weil die Leute in den Kähnen wahrscheinlich Fischer und unbewaffnet waren. Ich vertheilte daher meine drei Böte auf die vortheilhafteste Weise, und gab Befehl, auf die Kähne Jagd zu machen.

Die Leute in dem einen Kahne bemerkten unsere Absicht bald, strengten deßhalb ihre äußersten Kräfte an, erreichten das nächste Land, und entwischten. Der andere Kahn hingegen segelte, ohne auf uns zu achten, fort, bis er mitten unter uns war. Allein den Augenblick, da die darin befindlichen Indier uns erblickten, nahmen sie das Segel ein, ergriffen ihre Ruder, und brauchten diese so hurtig, daß unsere Böte dahinten blieben.

Ich ließ ihnen durch den Tupia zurufen: sie möchten zu uns kommen, es solle ihnen kein Leid widerfahren; allein sie mochten es für sicherer halten, sich auf ihre Ruder, als auf unsere Verheißungen zu verlassen; denn sie fuhren fort, sich so geschwind als möglich zu entfernen. Ich befahl hierauf, eine Musketenkugel über sie hinzufeuern, in der Hoffnung, daß sie das erschrecken, und vielleicht bewegen würde, aus dem Kahne ins Wasser zu springen. Sie wurden auch wirklich dadurch stutzig gemacht, hörten auf zu rudern, und fingen an, ihrer sieben an der Zahl, sich zu entkleiden. Wir bildeten uns ein, es geschehe dies, um über Bord zu springen; allein es war ganz anders gemeint. Sie wollten keineswegs fliehen, sondern fechten.

Als daher eines unserer Böte sie einholte, fingen sie den Angriff mit ihren Rudern, mit Steinen und mit andern Gewehren so nachdrücklich an, daß wir, aus Nothwehr, gezwungen zu sein glaubten — auf sie zu feuern. Und leider! hatte jeder von Denen, welche schossen, seinen Mann nur zu gewiß genommen; denn nicht weniger als vier Indier stürzten nieder, und die drei übrigen, welche Jungen waren, sprangen augenblicklich ins Wasser. Der Aelteste von diesen mochte ungefähr neunzehn, der Jüngste elf Jahr alt sein. Jener schwamm ungemein hurtig, und widersetzte sich Denen, die ihn einholten und ins Boot nehmen wollten, aus allen Kräften; allein er wurde doch zuletzt übermannt, und die beiden Andern wurden ohne sonderliche Mühe gleichfalls aufgefangen.

Ich weiß, daß das menschliche Gefühl des jungen Lesers sich hier gegen mich und mein Verfahren gegen diese unschuldigen Wilden empören wird. Mein eignes Herz empört sich auch jetzt dawider, und ich fühle das ganze Gewicht der Fragen, welche hier mancher menschenfreundliche Leser an mich richten wird; dieser nämlich: wer mir das Recht gab, Menschen, welchen ich nichts zu befehlen hatte, zwingen zu wollen, sich meinem Willen zu fügen? worin das Verbrechen dieser Leute bestand? und was mich berechtigen konnte, sie tödten zu lassen, weil sie meinem Versprechen nicht trauten, und es nicht für rathsam fanden, sich der Gewalt wildfremder Menschen zu überlassen? Ich kann auf diese und ähnliche Vorwürfe, die ich jetzt, bei kaltem Blute, nur zu gegründet finde, bloß Folgendes erwiedern: Nach der Absicht meiner Reise war es eine meiner ersten Pflichten, mich zu bemühen, eine, so viel möglich genaue, Kenntniß dieses Landes zu erlangen;

diese konnte ich nun aber, nach den oben beschriebenen fruchtlosen Versuchen der Güte, nicht anders erhalten, als indem ich auf eine feindliche Art in dasselbe eindrang. Dennoch hatte der Wunsch, fernere Feindseligkeiten wo möglich zu verhüten, mir den Entschluß eingegeben, einige von den Eingebornen aufzufangen, ihnen nichts als Liebes und Gutes zu erweisen, und sie dadurch zu bewegen, unsere Fürsprecher bei ihren Landsleuten zu werden. In so fern waren meine Absichten gewiß unsträflich, um so mehr, da ich keine Ursache hatte, zu besorgen, daß es darüber zu einem Kampfe zwischen uns kommen werde. Dies geschah nun aber, wider meine Erwartung, und da die Indier den Anfang zu Feindseligkeiten machten, so sah ich mich freilich genöthiget, Gewalt durch Gewalt abzuhalten. Nun ist es zwar wahr, daß es nicht nöthig gewesen wäre, so vielen von ihnen das Leben zu rauben; allein man muß bedenken, daß in solchen Umständen, sobald einmahl Befehl zum Feuern gegeben ist, Niemand das Uebermaß des Feuers dämpfen, noch dessen Wirkungen bestimmen kann.

Ich muß indeß dem Urtheile der Welt und meiner Leser stehen, und wenn dieses, wie ich besorge, dennoch ungünstig für mich ausfallen sollte, so wird es mir zu nicht geringem Troste gereichen, wenn durch die Mißbilligung meines Verfahrens Andere in ähnlichen Lagen sich werden bewegen lassen, behutsamer und menschlicher zu Werke zu gehen.

Sobald die armen Elenden, die wir aus dem Wasser gezogen hatten, im Boote waren, setzten sie sich gebückt nieder, und erwarteten ohne Zweifel, augenblicklich hingerichtet zu werden. Wir eilten daher, sie durch alle mögliche Mittel vom Gegentheil zu überzeu-

gen. Wir versorgten sie mit Kleidern, und überhäuften sie mit Geschenken und Freundschaftsbezeigungen. Dies Alles rührte sie um so mehr, je gewisser sie eine ganz andere Behandlung von uns erwartet hatten. Sie gingen daher plötzlich von der größten Furcht und Bekümmerniß zur lebhaftesten Freude über.

Nachdem wir mit ihnen an Bord gekommen waren, boten wir ihnen Brot an, welches sie sehr begierig verschlangen; und als unsere Mittagsmahlzeit aufgetragen wurde, bezeigten sie nicht minder Lust, von Allem, was sie sahen, ebenfalls zu kosten. Eingesalzenes Schweinefleisch zogen sie indeß allen andern Gerichten vor.

Des Abends verzehrten sie eine zweite Mahlzeit eben so begierig. Jeder von ihnen aß sehr viel Brot dabei, und trank über eine Kanne Wassers dazu. Wir ließen ihnen hierauf ihre Betten zurecht machen, und sie begaben sich, dem Ansehen nach, sehr zufrieden zur Ruhe. Allein sobald die Zerstreuungen des Tages aufgehört, und der stillen Ueberlegung Platz gemacht hatten, hörte man sie auf ihrem Lager häufige und laute Seufzer ausstoßen. Tupia, welcher ungemein viel Aufmerksamkeit für sie hatte, stand daher wieder auf und machte sie durch sein freundliches Zureden nicht nur wieder ruhig, sondern auch aufgeräumt. Wir Andern trugen hierzu gleichfalls nach Vermögen bei. Sie wurden darüber wieder so munter, daß sie ein fröhliches Lied anstimmten, welches sie mit einer Annehmlichkeit sangen, die uns in Verwunderung setzte. Die Tonweise war langsam und feierlich, wie etwa die der Psalmen, und bestand aus ganzen und halben Tönen.

Die Gesichter und Mienen dieser Jungen druckten Geist und Empfindung aus. Besonders hatte der mitt-

lere, welcher ungefähr funfzehn Jahr alt sein mochte, etwas Freimüthiges in seinem Ansehn und etwas Ungezwungenes und Gerades in seinem ganzen Betragen. Wir fanden, daß die beiden Aeltesten Brüder waren.

Gegen Morgen schienen sie alle ungemein aufgeräumt zu sein, und verzehrten das Frühstück mit unersättlichem Heißhunger. Wir kleideten sie hierauf an, und schmückten sie, nach ihrer Landessitte, mit Armbändern, Fußschnüren und Halstüchern aus. So ausgeputzt wollte ich sie ans Land setzen, in der Hoffnung, daß die Eingebornen durch diesen Anblick und durch ihre Erzählung von unserm liebreichen Betragen gegen sie, sich würden bewegen lassen, Vertrauen zu uns zu fassen und alle feindseligen Gesinnungen gegen uns abzulegen. In dieser Absicht ließ ich das Boot ausheben, und sagte ihnen, daß wir sie nunmehr wieder ans Land führen wollten.

Diese Nachricht brachte sie vor Freuden außer sich. Sobald sie aber bemerkten, daß wir nicht nach derjenigen Gegend, wo wir sie aufgefangen hatten, sondern nach unserer ersten Landungsstelle am Flusse hinruderten, verwandelte sich ihre Freude auf einmahl in Traurigkeit, und sie baten uns sehr flehentlich, daß man sie an diesem Orte nicht ans Land setzen möchte. Wir fragten: warum nicht? und ihre Antwort war: weil diese Gegend von ihren Feinden bewohnt werde, die sie tödten und auffressen würden. Wir glaubten damahls dieses letzte Wort nicht buchstäblich verstehen zu müssen, allein es zeigte sich in der Folge leider! nur zu deutlich, daß es wirklich im eigentlichen Sinne genommen war.

Da ich schon einen Offizier und eine Partei Mannschaft vorausgeschickt hatte, um Holz zu fällen, so be-

schloß ich nichts desto weniger, an der besagten Stelle zu landen, und es dann dem freien Willen der jungen Indier zu überlassen, ob sie von uns weggehen, oder bei uns bleiben wollten, weil ich keineswegs gesonnen war, sie irgend einer Gefahr auszusetzen.

Wir gingen also wirklich mit ihnen ans Land, und ihre Abneigung dagegen schien nach und nach sich zu vermindern. Endlich faßten sie von freien Stücken den Entschluß, uns hier wirklich zu verlassen; und als wir sie über den Fluß gebracht hatten, nahmen sie, wiewol nicht ohne einen augenscheinlichen Kampf und mit Vergießung einiger Thränen, Abschied von uns. Sobald sie fort waren, gingen wir nach einem in der Ferne liegenden Sumpfe hin, um Enten zu schießen, die wir allda in großer Menge sahen; und ich ließ vier Mann von den Seesoldaten auf einer gegenüber liegenden Anhöhe, von welcher man die Gegend übersehen konnte, uns zur Seite schreiten.

Als wir ein paar tausend Schritte zurückgelegt hatten, riefen uns diese Soldaten zu, daß ein starker Trupp Indier zum Vorschein komme, und eilfertig heranrücke. Auf diese Nachricht zogen wir uns zusammen, und hielten es für das Beste, nach den Böten zurückzueilen. Sobald wir den Rückweg angetreten hatten, sprangen die drei Indischen Knaben plötzlich aus einem Gebüsche hervor, worin sie sich versteckt hatten, und baten, daß wir sie wieder in unsern Schutz nehmen möchten. Dies wurde sogleich bewilliget, und wir eilten nun mit schnellen Schritten den Böten zu.

Als die Indier, welche in zwei Haufen anrückten, wahrnahmen, daß wir uns zusammengezogen hatten, gingen sie etwas langsamer, wodurch wir einen ziemlichen Vorsprung gewannen. Dies war sehr glücklich für

sie und uns, weil es sonst wahrscheinlicher Weise nicht ohne Blutvergießen würde abgelaufen sein. Denn als wir an das Ufer des Flusses kamen, hatte die Pinasse sich weit davon entfernt, und das kleine Boot mußte dreimahl hin und her fahren, ehe es uns Alle hinüberschaffen konnte.

Wir hatten also Zeit, bevor die Indier anrückten, uns auf dem jenseitigen Ufer in Ordnung zu stellen. Jetzt kamen sie heran, aber nicht, wie wir erwartet hatten, in einem Haufen, sondern je zwei oder drei auf einmahl. In kurzen belief sich ihre Zahl auf ungefähr 200 Mann, welche insgesammt bewaffnet waren. Da wir nun sahen, daß an eine friedliche Unterhandlung mit diesen Leuten nicht zu denken war, und wir der Nothwendigkeit, Menschenblut zu vergießen, auszuweichen wünschten, so standen wir schon im Begriff, wieder in die Böte zu steigen und nach dem Schiffe zurückzurudern, als Einer von unsern jungen Indiern plötzlich ausrief, daß sein Oheim mit unter den Leuten sei, und daß er mit ihm reden wolle. Wir machten hierauf mit Vergnügen Halt, und es entstand nun wirklich eine Unterredung zwischen den Indiern und dem Tupia, wobei unsere jungen Freunde Alles, was wir ihnen geschenkt hatten, als Zeichen unserer Güte und Freigebigkeit vorwiesen. Gleichwol wagte es noch immer Keiner von ihnen, zu uns herüber zu kommen.

Noch lag der Leichnam des Mannes, den wir gestern getödtet hatten, unbegraben auf dem Strande. Als unsere Indischen Knaben dies bemerkten, gingen sie nach ihm hin, und bedeckten ihn mit einigen von den Kleidern, die wir ihnen geschenkt hatten. Kaum war dieses geschehen, so schwamm von den gegenseitigen Indiern ein einzelner Mann, und zwar der Oheim des jüngsten

Knaben, zu uns herüber. Er brachte einen grünen Zweig mit, und da wir vermutheten, daß dies hier, so wie auf Otaheite, ein Sinnbild des Friedens sei, so nahmen wir es nicht nur an, sondern machten ihm auch verschiedene Geschenke, und luden ihn ein, mit uns an Bord des Schiffes zu gehen. Aber dazu war er nicht zu bewegen.

Als wir uns hierauf von ihm trennten, vermutheten wir, daß sein Neffe und die beiden andern jungen Indier bei ihm bleiben würden; allein zu unserer großen Verwunderung wollten sie lieber mit uns gehen. Sobald wir hinweg waren, pflückte er einen andern grünen Zweig ab, näherte sich mit demselben dem Leichname, schritt dabei seitwärts, machte allerhand Gebräuche, und warf dann den Zweig gegen den Körper hin. Hierauf kehrte er wieder zu seinen Landsleuten an das jenseitige Ufer zurück.

Alle versammelten sich rings um ihn her, und blieben über eine Stunde lang beisammen, ohne sich, dem Ansehen nach, weiter um uns zu bekümmern. Wir hingegen waren neugieriger als sie; wir beobachteten sie an Bord des Schiffes durch Ferngläser, und sahen, daß Einige von ihnen auf einer Art von Flöße über den Fluß setzten, den Leichnam auf eine Tragbahre legten, und ihn forttrugen. Den andern Leichnam ließen sie noch immer an dem Orte liegen, wo derselbe von Anfang her war gelassen worden.

Nach dem Mittagsessen ließ ich die jungen Indier durch den Tupia fragen, ob sie jetzt noch etwas dawider hätten, an eben dem Orte, wo wir mit dem Oheim des Einen zusammen gewesen waren, ans Land gesetzt zu werden? Sie verneinten diese Frage; und als ich hierauf ein Boot beorderte, sie dahin zu bringen, so

stiegen sie ganz munter in dasselbe ein. Man erreichte das Ufer, sie sprangen vergnügt ans Land, und gingen fort. Allein sobald man hierauf das Boot wieder abgestoßen hatte, kehrten sie nach der Landungsstelle zurück, wateten ins Wasser und baten eifrigst, daß man sie wieder mit ans Schiff nehmen möchte. Der anführende Unteroffizier, welcher gemessenen Befehl hatte, sie da zu lassen, konnte diese Bitte nicht erfüllen. Sie mußten also zurückbleiben, und wir waren vom Schiffe aus sehr aufmerksam, um zu sehen, wie es ihnen gehen werde.

Mit Hülfe unserer Ferngläser erblickten wir einen Mann, der auf einem Flößholze über den Fluß fuhr und sie nach einem Orte hinbrachte, wo ungefähr 50 Eingeborne versammelt waren. Diese stellten sich um sie her, und blieben in dieser Stellung auf dem nämlichen Fleck bis zu Sonnenuntergang. Als sie sich endlich in Bewegung setzten, sahen wir deutlich, daß unsere drei jungen Freunde sich von ihnen absonderten, an den Strand herabkamen, mit ihren Händen dreimahl gegen das Schiff winkten, und alsdann ganz munter zu ihren Gefährten zurückliefen. Diese gingen hierauf ganz ruhig nach derjenigen Gegend hin, von welcher die Knaben uns gesagt hatten, daß es ihre Heimath sei. Wir konnten hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß ihnen kein Leid widerfahren werde, besonders da wir bemerkten, daß man ihnen Alles ließ, was wir ihnen geschenkt hatten.

Nachdem es finster geworden war, hörten wir, wie gewöhnlich, laute Stimmen vom Lande her, deren Bedeutung wir nie erfahren konnten.

16.

Fahrt von dem ersten Landungsplatze bis nach dem Vorgebirge Turnagain (Kehrum) und zurück nach Tolaga; Nachricht von verschiedenen Begebenheiten.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr verließen wir diese unwirthliche Gegend, der ich den Namen Armuthsbucht (Poverty=Bay) beilegte, weil wir von Allem, was wir bedurften, nichts als ein wenig Holz allhier bekommen konnten. Wir steuerten längs der Küste nach Süden hin.

Des Nachmittags fiel eine Windstille ein. Als hierauf die Eingebornen der gegen uns über liegenden Küste bemerkten, daß wir nicht weiter segelten, stießen verschiedene von ihnen in Kähnen ab, und näherten sich uns bis auf etwa 500 Schritt. Weiter wagten sie sich nicht heran, ungeachtet Tupia alle Kräfte seiner Lunge und seiner Beredsamkeit anstrengte, um sie dazu zu bewegen. Unterdeß sahen wir einen andern Kahn aus der Armuthsbucht herankommen, welcher vier Leute am Bord hatte. Diese ruderten gerade auf uns zu, ohne sich an die Uebrigen zu kehren; und sobald sie das Schiff erreicht hatten, kamen sie auf unsre Einladung sogleich an Bord. Ihr Beispiel flößte den Andern Muth ein; sie kamen also gleichfalls heran, und in kurzen hatten wir ihrer ungefähr 50 am Bord.

Wir bemühten uns hierauf, ihnen Freude zu machen, und überhäuften sie mit Geschenken. Aber je mehr wir ihnen gaben, desto mehr wollten sie haben, so, daß sie zuletzt Alles, was sie bei sich hatten, sogar ihre Kleidungsstücke vom Leibe und die Ruder aus ihren Kähnen feil boten. Nur Zwei von ihnen waren bewaffnet, und zwar mit dem schon oben genannten kurzen Handgewehre

aus grünem Talksteine. Dieses Werkzeug, welches sie Pätu-Pätu nennen, ist mit einem Handgriffe und mit einer scharfen Schneide versehen, und ich bin gewiß, daß sie die dickste Hirnschale damit auf einen Streich zerspalten können.

Wir unterließen nicht, bei dem Manne aus der Armuthsbucht nach unsern Indischen Jungen uns zu erkundigen, und zu unserm Vergnügen meldete er uns, sie seien wohlbehalten daheim; und ihre Erzählung von der Gütigkeit, womit sie von uns seien behandelt worden, habe ihn bewogen, gleichfalls zu uns zu kommen.

Diese Leute gaben uns alle Merkmahle von Freundschaft, und luden uns herzlich ein, zu ihnen ans Land zu kommen. Ich wollte indeß lieber meine Entdeckungen fortsetzen, als wieder nach der Bucht zurückkehren, weil ich mit Grunde vermuthen konnte, daß wir nächstens einen bessern Hafen finden würden.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang ruderten die Kähne mit den wenigen Rudern, die sie noch behalten hatten, wieder weg. Drei von der Gesellschaft waren, ich weiß nicht wie, im Schiffe zurückgelassen worden. Sobald wir dies entdeckten, riefen wir den Kähnen zu, aber kein einziger derselben wollte zurückkehren. Dies befremdete uns; noch mehr aber mußten wir uns über die zurückgebliebenen Indier wundern, die, statt Verlegenheit oder Bekümmerniß zu äußern, vielmehr äußerst aufgeräumt waren, uns mit Tanzen und Liedern nach ihrer Art belustigten, sich hierauf ihr Nachtessen wohlschmecken ließen, und endlich ruhig zu Bette gingen.

Bald nach dem Einbruche der Nacht erhob sich ein gelinder Wind, und trieb uns um einige Seemeilen

weiter, bis eine neue Windstille einfiel. Als die Indier bei Anbruch des Tages die Entfernung bemerkten, überfiel sie Schrecken und Bestürzung; sie klagten laut unter vielen Thränen, und schienen über ihren Zustand ganz in Verzweiflung zu gerathen. Tupia beruhigte sie indeß, wiewol mit vieler Mühe. Als wir hierauf wieder unter Segel gingen, ließen sich, zum Glück für die armen Verlassenen, zwei Kähne sehn, welche sich dem Schiffe näherten. Ganz heran wollten sie aber doch nicht kommen. Ehe es sich nun entschied, ob unsere Indier durch jene erlöset werden würden, oder nicht, waren diese in großer Unruhe, und baten ihre Landsleute, sowol durch Zurufen als auch durch Geberden, auf das flehentlichste, daß sie doch ans Schiff herankommen möchten. Tupia verdolmetschte uns, was sie sagten, und wir wunderten uns nicht wenig, als sie unter andern Beweggründen auch diesen mit anführten, daß wir keine Menschen äßen. Wir fingen nun an in Ernst zu glauben, daß diese abscheuliche Gewohnheit unter ihnen herrsche; und leider! zeigte es sich in der Folge nur zu sehr, daß wir ihnen durch diesen Argwohn gar kein Unrecht gethan hatten. Endlich wagte sich einer von den Kähnen an das Schiff, und ein alter Mann, dessen Kleidung und Gewehr ein Oberhaupt zu verrathen schienen, kam zu uns an Bord. Das Gewehr war ein Pätu-Pätu, aus einem Wallfischknochen gemacht. Er hielt sich nur eine kurze Zeit bei uns auf, und nahm beim Weggehen unsere Gäste, zu ihrem und unserm Vergnügen, mit sich fort.

Während wir unsern Lauf längs der Küste hin fortsetzten, sahen wir von Zeit zu Zeit eine Menge von Eingebornen, welche zusammenliefen. Auch konnten wir verschiedene angebaute Ländereien deutlich unterscheiden.

Einige schienen ganz kürzlich umgegraben zu sein, und lagen in Furchen, wie gepflügte Aecker; andere standen schon voller Pflanzen. Auf dem Rücken der Berge erblickten wir abermahls eingezäunte Oerter, wovon wir die Absicht nicht errathen konnten. In der Folge zeigte sich, daß es eine Art von Festung war.

Wir gelangten zu einer, unweit der Küste liegenden Insel, die ich Portland nannte. Indem wir dieselbe umsegelten, gerieth das Schiff unvermuthet in seichtes Wasser und über unebenen Grund. Wir entkamen jedoch der Gefahr, zu scheitern, glücklich. An der felsigen Küste des festen Landes hatte sich unterdeß eine große Menge von Eingebornen versammelt, die uns sehr aufmerksam zusahen. Vermuthlich schlossen sie aus unserer Geschäftigkeit an Bord, daß wir in Verlegenheit wären, und es schien, als wollten sie aus diesem Umstande Vortheil ziehn. Denn sie stießen fünf stark bemannte und wohlbewaffnete Kähne in großer Eile vom Lande ab, und gaben ihre feindseligen Gesinnungen durch Schreien, durch Schwenken ihrer Lanzen und durch drohende Geberden zu erkennen. Indem sie so auf uns zuruderten, fing ich an, für unser kleines Boot besorgt zu werden, welches vorausgeschickt war, um zu sonden. Wir feuerten daher, um die Indier zurückzuschrecken, eine Flintenkugel über ihre Köpfe hin; und da diese die gehoffte Wirkung nicht hervorbrachte, so ließ ich einen Traubenschuß aus einem Vierpfünder dergestalt abbrennen, daß die Kugeln in einer kleinen Entfernung von ihnen ins Wasser schlagen mußten. Dies that eine bessere Wirkung; denn auf den Knall der Kanone erhoben sie ein Geschrei, trieben ihre Kähne zusammen, und ruderten ungesäumt nach dem Lande zurück.

Aehnliche Auftritte, die wir mit den Eingebornen

hatten, übergehe ich mit Stillschweigen, um meine Leser nicht durch Einförmigkeit zu ermüden. Folgender verdient indeß erzählt zu werden.

Es waren abermahls verschiedene Kähne herbeigekommen, und die darin befindlichen Indier boten uns einige todte, bereits in Fäulniß übergegangene Fische zum Kauf an. Wir handelten sie ihnen ab, ungeachtet wir sie nicht gebrauchen konnten, lediglich um einen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen zu haben. Diese Leute führten sich sehr wohl auf, und wir würden als gute Freunde von einander geschieden sein, wenn nicht ein großer Kahn, mit 22 bewaffneten Leuten bemannet, dreist gegen das Schiff herangekommen wäre. Wir sahen bald, daß dieses Boot nichts zu verhandeln hatte, schenkten aber doch den darin befindlichen Leuten zwei oder drei Stück Tuch, von welcher Waare sie große Liebhaber zu sein schienen. Ich beobachtete, daß ein Mann eine schwarze Haut über die Schultern hangen hatte, die dem Fell eines Bären ähnlich war. Da ich nun gern gewußt hätte, von was für einem Thiere dieselbe eigentlich genommen war, so bot ich dem Besitzer ein Stück rothen Boy dafür an, und der Tausch schien ihm zu gefallen. Er zog das Fell ab, und hielt es empor; hergeben wollte er es aber nicht eher, als bis er den Boy wirklich dagegen empfangen haben würde. Ich wollte ihm mit Vertrauen zuvorkommen, und befahl, das Stück Zeug hinabzureichen. Aber kaum hatte er es empfangen, so fing er, anstatt das Fell dagegen heraufzureichen, mit erstaunlicher Kaltblütigkeit an, Beides, die Haut und das Zeug in einen Korb einzupacken. Das Ding verdroß mich; ich verwies ihm sein ungerechtes Verfahren, und foderte das Fell; allein umsonst! Meine Vorstellungen machten nicht den geringsten Ein-

druck auf ihn. Er ruderte vielmehr, ohne darauf zu antworten, mit den übrigen Kähnen von uns weg. In einer kleinen Entfernung stießen sie auf einen Haufen zusammen, und kehrten nach einer kurzen Berathschlagung nach dem Schiffe zurück. Die Fischer boten uns abermahls einige unnütze Fische an, und wir kauften sie ihnen ab. Unter Denen, welche an der Seite des Schiffes standen, um die Fische in Empfang zu nehmen, befand sich Tupia's kleiner Junge, Tayeto. Einer von den Indiern, dem dieser Knabe vermuthlich ein Leckerbissen zu sein schien, ersah seine Gelegenheit, packte ihn plötzlich an und riß ihn in den Kahn hinab. Ihrer zwei hielten ihn sodann in dem Vordertheile des Kahns nieder, die Andern ruderten eilfertig mit ihm davon, und die übrigen Kähne folgten ihnen nach. Das war nun unstreitig mehr, als wir zugeben durften. Ich gab Befehl, auf die im Hintertheil des Kahns zu feuern; Einer davon wurde getroffen, und die Uebrigen ließen den Jungen fahren. Dieser sprang sogleich ins Wasser, und fing an, zu uns zurückzuschwimmen. Als die Indier in dem großen Kahne dies bemerkten, setzten sie ihm nach, um ihn wieder aufzufangen. Ich ließ daher einige Musketen und eine Kanone auf sie abbrennen, welches ihrem Nachsetzen sogleich ein Ende machte. Es wurde hierauf in der Geschwindigkeit ein Boot ausgesetzt und der arme Schelm unverletzt aufgefangen. Allein er war so sehr erschrocken, daß er eine Zeit lang seiner Sinne beraubt zu sein schien. Einige unter uns, die mit ihren Ferngläsern den Kähnen bis ans Gestade nachsahen, bemerkten, daß man drei Männer von der Indischen Gesellschaft den Strand hinauftrug, die also entweder todt, oder durch die empfangenen Wunden ganz gelähmt sein mußten.

Sobald der arme Tayeto sich von seinem Schrecken erholt hatte, brachte er dem Tupia einen Fisch, und sagte ihm, daß er denselben seinem Eatua oder Gotte zum Dankopfer für seine Rettung geben wolle. Tupia lobte seine Frömmigkeit, und befahl ihm, den Fisch ins Meer zu werfen, welches er denn auch that.

Da wir nunmehr schon sechs Tage lang gegen Süden gesteuert hatten, ohne einen Hafen zu finden, und das Land, je weiter wir kamen, immer weniger Hoffnung machte, daß wir unsern Wunsch erfüllt sehen würden, so beschloß ich, wieder umzukehren, und die Küste nach Norden hin zu untersuchen. Einem hohen Vorgebirge mit gelblichen Klippen, dem wir um diese Zeit gerade gegenüber waren, gab ich, dieses Umstandes wegen, den Namen Kehrum (Turnagain), den man auch auf unserer Karte finden wird.

Am zweiten Tage unserer Rückfahrt sahen wir gegen Abend einen Kahn von der Küste abstoßen und gerade auf uns zukommen. Er erreichte uns. Es waren sechs Personen darin, von welchen zwei, dem Ansehn nach Oberhäupter, die Andern Bediente waren. Jene kamen auf unsere Einladung sogleich an Bord, befahlen aber ihren Leuten, in dem Kahne zu bleiben. Wir begegneten ihnen freundschaftlich, und sie von ihrer Seite gaben uns ihr Vergnügen darüber zu erkennen. Sie begleiteten uns in die Kajüte, und wurden in kurzer Zeit so zutraulich gegen uns, daß sie uns zu erkennen gaben, sie hätten sich vorgenommen, bei uns zu übernachten. Diese Ehre hatten wir weder erwartet, noch gewünscht; ich that daher nachdrückliche Vorstellungen dagegen, und gab ihnen zu verstehn, daß das Schiff wahrscheinlicher Weise von der Gegend, wo es jetzt wäre, am folgenden Morgen weit entfernt sein

werde. Allein sie beharrten bei ihrem Vorsatze; ich mußte also, wenn ich gegen Leute, die uns so viel Zutrauen bewiesen, keine Gewalt gebrauchen wollte, darein willigen. Um mehrer Sicherheit willen that ich ihnen jedoch den Vorschlag, auch ihre Bedienten an Bord zu nehmen und ihren Kahn ins Schiff zu heben. Sie machten keine Einwendung dagegen, und es geschah also.

In meinem Leben habe ich keine so offenherzige und edle Gesichtsbildung gesehen, als die des Einen von den beiden Oberhäuptern. Auch fühlte ich mich gezwungen, nach einem kurzen Umgange mit ihnen, Vertrauen zu Beiden zu fassen, und allen Verdacht, daß sie irgend eine unfreundliche oder feindselige Absicht gegen uns haben könnten, gänzlich aufzugeben. Sie besichtigten Alles mit großer Aufmerksamkeit und Wißbegierde, und nahmen die Kleinigkeiten, die wir ihnen schenkten, sehr dankbar an. Aber zum Essen und Trinken wollte sich Keiner von Beiden bewegen lassen, dahingegen ihre Bedienten Alles, was sie bekommen konnten, sehr gefräßig verzehrten. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie von unserer Güte und Freigebigkeit gegen die vorher an Bord gewesenen Eingebornen gehört hätten; aber ihr Zutrauen gegen uns war deßungeachtet ein Beweis von einer seltenen Herzhaftigkeit.

Ich legte die Nacht über bei, und erst mit Anbruch des folgenden Morgens ging ich wieder unter Segel. Gegen sieben Uhr waren unsere Gäste bereit, uns wieder zu verlassen. Sie wunderten sich zwar, als sie sahen, wie weit sie von Hause entfernt waren, aber sie ließen ganz und gar keine Unruhe darüber spüren. Auch ruderten sie nicht nach dem Orte zurück, wo wir sie gestern aufgenommen hatten, sondern landeten dem Schiffe gerade gegenüber. Um diese Zeit sah ich andere Kähne

von der Küste abstoßen; ich setzte aber meinen Lauf, ohne ihre Ankunft zu erwarten, nach Norden hin fort.

Am folgenden Tage lief ich in eine Bucht ein, in der ich aber nicht so viel Schutz wider Wind und Wellen fand, als ich mir von ihr versprochen hatte. Dies würde mich bewogen haben, sie alsobald wieder zu verlassen; aber da die anwohnenden Eingebornen, welche voll Vertrauen zu uns kamen, sich alle so ausnehmend freundlich gegen uns bezeigten, so beschloß ich, hier etwas zu verweilen, um die Gelegenheit, noch mehr Kenntnisse von dem Lande, seinen Bewohnern und Erzeugnissen einzuziehn, nicht ungenützt vorbeigehen zu lassen.

Ich ging in Begleitung der Herren Banks und Solander ans Land. Die Eingebornen empfingen uns daselbst mit allen Merkmahlen der Freundschaft, und waren ungemein sorgfältig, nichts zu thun, wovon sie wußten oder vermutheten, daß es uns zuwider sein würde. Dahin rechne ich z. B., daß sie, um uns kein Mißtrauen einzuflößen, sich nur familienweise, nicht aber in großen Haufen um uns her versammelten. Diese kleinen Trupps kamen auch nicht zu uns heran, sondern sie setzten sich auf den Boden nieder, und luden uns durch Winken ein, daß wir zu ihnen kommen möchten. Wir erfüllten dann ihren Wunsch, und machten ihnen kleine Geschenke.

Als ich am folgenden Morgen eine starke Partei Mannschaft ans Land beordert hatte, um frisches Wasser einzunehmen, setzten sich die Eingebornen zu ihnen hin, und schienen ihnen mit Vergnügen zuzusehen, mischten sich aber doch nicht unter sie. Sie trieben indeß einen kleinen Verkehr mit einander, besonders für Tuch; und bald nachher gingen die Indier an ihre gewöhnli-

chen Arbeiten, als ob kein Fremder dagewesen wäre. Einige von ihnen ruderten in ihren Kähnen zum Fischen aus, und als die Zeit des Mittagsessens herbeikam, begab sich Jeder nach seiner Wohnung; nach vollendeter Mahlzeit kehrten sie zurück.

Durch dieses bescheidene und freundliche Betragen ermuntert, wanderten die Herren Banks und Solander, ohne alles Mißtrauen und ohne viel Behutsamkeit, an der Bucht umher, fanden daselbst eine Menge unbekannter Pflanzen, und schossen einige ausnehmend schöne Vögel. Unterwegs sprachen sie in verschiedenen Hütten der Eingebornen ein, und sahen bei dieser Gelegenheit Manches von der Lebensart derselben. Man zeigte ihnen, ohne die geringste Zurückhaltung, Alles, was sie zu sehen verlangten. Ihre Mahlzeiten, woran sie sich durch die Zwischenkunft der Fremden nie stören ließen, bestanden aus Fischen, wozu sie, anstatt des Brotes, die Wurzel einer Art von Farrenkraut aßen. Diese wird von ihnen gedörrt, dann mit einem Stecken so lange geschlagen, bis die äußere dürre Haut davon abfällt. Das Uebrigbleibende ist ein weiches, etwas klebriges und süßes Wesen, das zwar keinen unangenehmen Geschmack, aber viel holzartige Fäden und Fasern hat, die sich nicht wohl genießen lassen. Einige Indier aßen sie gleichwol mit, allein die Meisten von ihnen brachten sie wieder aus dem Munde, und ließen sie in ein Körbchen fallen, welches Jeder von ihnen zu diesem Behufe bei sich stehen hatte. In andern Jahrszeiten müssen sie ohne Zweifel einen Ueberfluß an vortrefflichen Pflanzen haben; aber zahme Thiere, die Hunde ausgenommen, welche klein und häßlich waren, sahen wir gar nicht bei ihnen.

Herr Banks gerieth an einige ihrer angebauten

Felder hin, und fand das Erdreich eben so gut und sorgfältig bearbeitet und bepflanzt, als in den besten Gärten in England. Außer einigen, diesem Lande eigenen Gewächsen, hatten sie auch süße Kartoffeln und Kürbisse angebaut. Jene waren in kleinen Häufchen, bald reihenweise, bald rautenförmig, aber alle so regelmäßig gesetzt, als ob es nach der Schnur geschehen wäre. Diese waren in kleine Vertiefungen oder Gruben, ungefähr eben so, wie in England, gesteckt. Die sämmtlichen angebauten Felder dieser Gegend schienen gegen 200 Englische Morgen zu sein, deren jeder zu 660 Fuß lang und 66 breit gerechnet wird. Alle Einwohner dieser Gegend beliefen sich nicht über 100 Köpfe; daß also auf jeden Kopf zwei Morgen Acker fielen, welches allerdings viel ist. Jedes Feld war mit Rohr eingezäunt, das so dicht an einander stand, daß kaum eine Maus dazwischen durchkriechen konnte.

Die hiesigen Weiber, welche schon von Natur nicht schön waren, machten sich dadurch noch viel häßlicher, daß sie sich die Gesichter mit rothem Oker oder Bergroth und Oel beschmierten. Die Gesichter der Mannspersonen waren nicht durchgängig so geschminkt; doch sahen wir Einen, der sich den ganzen Leib und sogar die Kleider mit trocknem Bergroth gefärbt hatte. Er hielt ein Stück dieser Farbe in der Hand, und war unermüdet, seinen Staat beständig wieder neu aufzutragen, sobald nur irgend ein wenig davon abgegangen war.

An persönlicher Reinlichkeit kamen diese Indier unsern Freunden auf Otaheite nicht bei; aber eine Art von Reinlichkeit sahen wir bei ihnen, worin sie jene sogar übertrafen, und wovon es vielleicht unter keinem andern Indischen Volke ein Beispiel giebt. Jede Familienwohnung nämlich war mit einem Abtritte versehn,

und auf dem Boden sah man nirgends dergleichen Unreinigkeiten. Auch war Alles, was von ihren Speisen weggeworfen wurde, so wie jeder andere Unrath, in ordentliche Düngerhaufen zusammengeschüttet, die sie vermuthlich für ihre Felder gebrauchen.

Gegen Abend, da unsrere Böte noch mit Wassereinnehmen beschäftiget waren, ersuchte Herr Banks die Indier, daß sie ihn und seine Begleiter in einem ihrer Kähne ans Schiff hinbringen möchten. Diese ließen sich sogleich bereitwillig dazu finden, und unsere Europäer, acht an der Zahl, stiegen ein. Diese kleinen Fahrzeuge erfodern, daß Diejenigen, welche darin fahren, das genaueste Gleichgewicht beobachten. Hiemit unbekannt, versahen es die Unsrigen, und der Kahn schlug um, und zwar, was das Schlimmste war, gerade in der Brandung. Es büßte indeß Niemand das Leben dabei ein; allein durch diesen Zufall vorsichtiger gemacht, blieb die eine Hälfte der Gesellschaft, um den Kahn nicht zu überfüllen, so lange am Lande, bis die andere an Bord gebracht war. Dann wurde auch diese von den Indiern hingebracht.

Ich vertauschte diese Bucht, welche dem Schiffe keine hinlängliche Sicherheit gewährte, mit einer andern, nicht weit davon belegenen, welche die Stelle eines Hafens füglicher vertreten konnte. Hier legte ich also das Siff vor Anker; und wir gingen abermahls ans Land.

Einige von uns hatten hier eine Unterhaltung mit einem alten Indier, von dem sie sich die Kriegsübungen dieses Landes, sowol mit der Lanze, als auch mit dem schon oben beschriebenen Pätu-Pätu vormachen ließen. Er steckte zu diesem Behufe einen Pfahl in die Erde, der den Feind vorstellen mußte; auf diesen ging

er dann mit dem grimmigsten Gesichte los, schwenkte die Lanze, und stieß sie hierauf dem Feinde in den Leib. Hierauf rannte er schnell mit dem Pätu-Pätu heran, fiel den obern Theil des Pfahls, der den Kopf des Feindes vorstellte, mit ungestümer Wuth an, und versetzte ihm viele Hiebe, wovon ein einziger hinreichend gewesen wäre, den Kopf eines Ochsen zu spalten. Aus dem Umstande, daß der Streiter den Feind mit dem Pätu-Pätu anfiel, nachdem er ihn schon mit der Lanze durchbohrt hatte, wurde geschlossen, daß man hier zu Lande bei Gefechten keine Gnade zu geben pflege.

Am folgenden Tage hatte unser Tupia, der auf Otaheite bekanntlich eine hohe priesterliche Würde bekleidet hatte, eine gelehrte Unterredung mit einem hiesigen Priester; denn auch hier giebt es deren, wie überall. Beide Herren schienen — was zwischen zwei Gottesgelehrten diesseits des Weltmeers selten der Fall zu sein pflegt — über die Lehrsätze ihres Glaubens vollkommen einverstanden zu sein, nur daß Tupia, allem Ansehn nach, der gelehrteste von Beiden war, wie daraus abzunehmen stand, daß der Andere ihm mit großer Aufmerksamkeit und Bescheidenheit zuhörte. Nachdem sie die wichtigsten Hauptstücke ihrer Gottesgelehrtheit abgehandelt hatten, erkundigte sich Tupia, ob es bei ihnen gebräuchlich sei, Menschen zu essen? Die Antwort darauf war: ja! doch äßen sie nur diejenigen Feinde, die auf dem Schlachtfelde geblieben wären. Und so war es also entschieden, was wir bisher noch bezweifeln zu dürfen hofften, daß unsere dermahligen Indischen Freunde Menschenfresser waren.

Indeß betrugen sich diese Leute auch hier ungemein friedlich und freundlich gegen uns, und zeigten uns Alles, was wir verlangten. Unter Andern stimmten sie,

auf unsere Bitten, ihren Schlachtgesang an, wobei auch ihre Weiber sich mit hören ließen. Sie verzerrten und verstellten dabei ihre Gesichtszüge auf das scheußlichste, indem sie die Augen wild umherrollten, die Zunge aussteckten und von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer ausstießen. Dies Alles geschah mit genauer Beobachtuug des Zeitmaßes.

Am folgenden Tage, da wir auf einer Insel landeten, welche in der Mündung der Bucht liegt, trafen wir allda den größten Indischen Kahn an, den wir bis dahin gesehen hatten. Er war 68 und einen halben Fuß lang, fünf Fuß breit, viertehalb Fuß hoch, und hatte einen spitzigen Boden, der aus drei ausgehöhlten Baumstämmen bestand. Die Seitenplanken waren aus einem Stücke, 62 Fuß lang, und mit halberhabener Schnitzarbeit geziert, die gar künstlich gemacht war. Auf dieser Insel stand auch ein größeres Haus, als wir bisher gesehen hatten; es schien aber noch unvollendet zu sein und lag voller Späne. Die Holzarbeit war so eben und glatt behauen, daß sie nothwendigerweise sehr scharfe Werkzeuge haben müssen. Die Seiten der Pfosten waren auf eine meisterhafte Art, doch nach ihrem seltsamen Geschmacke, der sich an schneckenförmigen Linien und verzerrten Gesichtern zu ergetzen scheint, ausgeschnitzt.

Nachdem ich einen hinlänglichen Vorrath von Holz und Wasser, auch eine Menge Selleri, der das beste Mittel wider den Scharbock ist, eingenommen hatte, so ließ ich die Anker lichten, und lief wieder in See.

Diese Bucht wird von den Eingebornen Tolaga genannt. An Lebensmitteln konnten wir hier weiter nichts, als Fische und süße Kartoffeln einhandeln. Was

wir sonst von den Eingebornen eintauschten, waren Kleinigkeiten, die wir bloß als Seltenheiten zu besitzen wünschten. Vierfüßige Thiere, außer kleinen Hunden und Ratzen, kamen uns gar nicht zu Gesicht. Die Hunde werden hier, wie auf Otaheite, gegessen, und mit den Fellen derselben verbrämen sie sich die Kleider, wie wir mit Marder- und Hermelinfellen.

Ich erkletterte viele Berge, in der Hoffnung, das Land übersehen zu können. Allein so oft ich einen Gipfel erreicht hatte, fand ich die Aussicht durch noch höhere Berge begrenzt, die in langen, unabsehlichen Reihen vor mir lagen. Die Gipfel dieser Berge sind mit nichts, als Farrenkraut, die Seiten hingegen mit Waldung und allerhand anderem Grün bewachsen, zwischen welchem kleine angebaute Felder liegen. In den Wäldern fanden wir mehr als zwanzig verschiedene Arten von Bäumen, unter welchen nicht eine einzige uns schon bekannte Art war. Von Pflanzen giebt es in diesem Lande eine unendliche Mannigfaltigkeit, und die Wälder sind voll verschiedener und ausnehmend schöner Vögel, die uns Allen gleichfalls völlig unbekannt waren.

Und hier scheint der schicklichste Ruhepunkt zu sein, wobei Verfasser und Leser die Erscheinung des sechsten Theils dieser Reisen, welcher die Fortsetzung liefern wird, am bequemsten abwarten können. Die Entdeckungen unsers Cook und die merkwürdigen Begebenheiten, die dabei vorfielen, werden von hieran immer gedrängter, größer und anziehender; und verdienen daher in dem folgenden Theile ununterbrochen bis zum Ende fortgeführt zu werden.

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 21

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-21/24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759446-4